

Statt einer Einleitung: Jean Bodins Misogynie

In der Entwicklung hin zur Moderne gibt es eine bemerkenswerte sozialhistorische Gegenläufigkeit, die ausgedrückt werden kann – sehr vereinfacht aber darum noch nicht falsch – im Bild des Individuums, das sich auf Kosten alter „kollektiver“ Rechte – sogenannter Gewohnheitsrechte – herausbildet („herausbildet“ in der doppelten Bedeutung des Wortes: es bildet sich, es entsteht, indem es sich des Monopols einer bis dahin unerhörten Bildung und Ausbildung bemächtigt). Also – das Individuum gewinnt an Bedeutung, es emanzipiert sich auf Kosten schwindender (Gewohnheits-)Rechte. Aber welches „Individuum“? Anders gefragt: profitieren alle Individuen gleichermaßen vom Paradigmenwechsel in der beginnenden Neuzeit – oder nur einige? Gibt es vielleicht eine Kategorie von Individuen, die im selben Maß verliert, in dem die andere Kategorie gewinnt? Stellen wir eine grobe, eine sehr grobe These auf: die Frau, als „Hüterin der alten Ordnung“, verliert, wo „das Individuum“ – welches somit der Kategorie „männlich“ zuzurechnen ist – gewinnt.

Frauen innerhalb des französischen Feudalsystems [...] vertraten [...] das Familienoberhaupt in dessen Abwesenheit; sie konnten Titel und Lehen erben und ihre Ländereien selbst verwalten. Ein Beispiel ist Anna von Bretagne, die erst Karl VIII. und dann Ludwig XII. heiratete, mithin zweimal Königin von Frankreich war, doch niemals aufhörte, der Verwaltung des Herzogtums, das sie der französischen Krone als Mitgift eingebracht hatte, persönlich vorzustehen.<sup>1</sup>

Beispiele „feudaler“ Frauenfreiheit lassen sich ohne Schwierigkeiten aufzählen – ja manche gelten sogar für die nicht-adelige, die „bürgerliche“ Welt: Frauen üben die unterschiedlichsten Gewerbe aus, sie dominieren das Hebammenwesen, die Krankenpflege, sie bilden autonome religiöse Gemeinschaften, die ihren Platz mitten in der Gesellschaft behaupten und dies nicht selten – man denke etwa an die Beginen, jene ob ihres moralischen und intellektuellen Nonkonformismus ebenso gefürchteten wie bewunderten Frauenkollektive – auf eine eminent politische Weise. Mit den entsprechenden Folgen: „Da diese Spielräume weiblicher Autonomie an die feudale Gesellschaft gebunden waren, verschwanden sie in der Renaissance.“<sup>2</sup>

Nun – sie „verschwanden“ natürlich nicht – wie ja auch der feudale Adel nicht „verschwand“. Beides – feudaler Adel und „Frauenrechte“ wechselten das Fach, sie änderten ihre Funktion. Wir nehmen eine zentrale These unserer Untersuchung vorweg: Wenn die renitenten Adelsgeschlechter ihre Frauen und Töchter dem König schicken, denken sie in Kategorien des Kollektivs – ihres Kollektivs. Immer noch, das heißt nach guter alter Sitte, „vertreten“ die Frauen und Töchter ihre Sippen, ihre Familien am Hof und im Harem des Königs. So haben – jedenfalls gemäß dem Wunschdenken der Ehemänner und Väter – besagte Sippen und Familien einen Fuß in der Tür des königlichen Hauses, dem Hort einer perhorreszierten modernen höfischen Macht. Einen Fuß, der den eminenten Vorteil hat, hübsch klein und zierlich zu sein, also keine verräterischen Spuren zu hinterlassen.

---

<sup>1</sup> Craveri, Benedetta: *Königinnen und Mätressen. Die Macht der Frauen – von Katharina de' Medici bis Marie Antoinette*. München 2008 (Mailand 2005), S.9f.

<sup>2</sup> Craveri: *Königinnen und Mätressen*, S.10.

Der moderne Staatsrechtsexperte weiß das – für ihn ist die Frau ja auch nicht als Individuum abzuwehren (aus dem Zentrum der Macht zu entfernen) sondern als jene Sendbotin der Sippenmacht – eine Einschätzung der Weiblichkeit, die, wie man sieht, gar nicht so weit entfernt ist vom Denken der Adelsfamilien. Weil sie exakt das geheime Zentrum der ADELSMACHT symbolisieren, darstellen und vertreten, verbannt der bürgerliche französische Jurist Jean Bodin die Frauen an den Rand des BÜRGERLICHEN Lebens:

[Frauen] müssen ferngehalten werden von allen öffentlichen Ämtern, aller Befehlsgewalt und Rechtsprechung sowie von öffentlichen Zusammenkünften und Ratsversammlungen, damit sie sich einzig ihren fraulichen [...] Angelegenheiten widmen.<sup>3</sup>

Unter juristischen aber auch machttheoretischen Aspekten lässt sich „Renaissance“ als ein Prozess lesen, worin das (männliche) Individuum kollektivistisches Gewohnheitsrecht bricht um an dessen Stelle Römisches Recht zu setzen. Denn Römisches Recht hatte erstmals in der Geschichte der Menschheit den Bereich des Individuums wirklich definiert, also „Individualität“ begrifflich gefasst. Römisches Recht hatte das Individuum von der Last – oder Aufgabe, je nach Blickwinkel – befreit, bloß Stellvertreter und Durchgangsort des familialen und sippenhaften Kollektivs zu sein.

Man sieht nun, wie sich auch die Macht „individuiert“, wie sie aufhört, dem kollektivistisch-genealogischen Prinzip zu gehorchen, während sie sich zugleich von ihrer familial-sippenhaften Stellvertreterrolle entbindet. Aus ihrer alten genealogischen Funktion wechselt sie zur neuen, objektivistisch-gesellschaftlichen Funktion: „Staat“ ist nun wirklich gleich „Gesellschaft“ – ein künstlich-abstraktes, alles andere als naturwüchsig respektive aus genealogischen Reihen zusammengesetztes Wesen.

Aber Achtung, das heißt nicht, dass der alte Adel von der gesellschaftlichen Bildfläche verschwunden wäre. Und es heißt noch weniger, dass sich die altadelige Auffassung von der weiblichen Macht als Repräsentantin sippenhafter Allgegenwart freiwillig aus dem rechtlich-politischen Diskurs verabschiedet hätte. Es heißt lediglich, dass sich diese Auffassung von ihrer Rolle als gesellschaftlichem Leitmotiv verabschiedet sieht. (Reden über) weibliche Macht ist vom Motiv des Stärkeren – dem Nietzscheanischen „Guten Gewissen“ – zum Motiv des Schwächeren geworden. Als solches spielt es, das Reden, beziehungsweise sie, die weibliche Macht innerhalb eines mehr oder weniger moralisierenden Diskurses der Opposition eine wichtige, ja vielleicht die wichtigste Rolle: es/sie wird intrigant.

Der Adel errichtet jetzt ein neues Oppositionspaar: „Staat“ versus „Volkkörper“, CAPUT versus CORPUS. „Staat“ ist künstlich – darin übernimmt die Adelsopposition „willig“ die Rede der Modernen; aber sie verdreht, sie pervertiert diesen Diskurs, indem sie behauptet, die Künstlichkeit des Staates bestehe darin, nur Kopf zu sein oder besser noch: ein Haupt ohne Glieder, eine körperlose Kopfgeburt. CAPUT, wie das noch hunderte Jahre später Lyotard verstehen wird, ist ein künstlicher Bezugspunkt, total abstrakt; eine zentralperspektivische Auffassung, welcher nichts entspricht in der „wahren Natur“, im CORPUS der Triebe, im – wir lassen die Katze aus dem Sack – „Volkkörper“. Freilich wird Lyotard, verräterisch genug, weil schon ganz unnaiv, von der „Rede“ der Triebe sprechen.<sup>4</sup> Soweit waren die oppositionellen Adeligen im Frankreich der Renaissance noch nicht.

<sup>3</sup> Bodin, Jean: *De Republica libri sex*. Hgg. von J. Du Puys. Paris 1586, cap. VIII, „De ordinibus civium“, S.365.

<sup>4</sup> Lyotard, Jean-François: *Ökonomie des Wunsches (Économie libidinale)*. Bremen 1984 (Paris 1974), S.35; Ders.: *Heidnische Unterweisungen*. In: *Apathie in der Theorie*. Berlin 1979, S.32ff.

Immerhin. Indem sie dem Staat als einer wild gewordenen (Denk-)Maschine, einem körperlosen Haupt ihr eigenes CORPUS in Gestalt des – notabene „gesunden“ – Volkskörpers entgegen hielten, taten sie in Wahrheit folgendes. Sie konstruierten einen Körper, der jetzt auch nicht kopflos war, denn ihrer Meinung nach hatte es den „richtigen“ Kopf schon immer gegeben. Also nicht jene Denkmaschine meinten sie, wenn sie von CAPUT sprachen sondern den König, aber nicht den modernen höfischen Maschinisten-Herrn, sondern den altadeligen *Primus inter pares*. Dass das nicht die dümmste Art war, wie der alte Adel auf jene Wandlung reagieren konnte, „bei welcher das mittelalterliche Konzept der Abstammung und die Macht lokaler Feudalherren allmählich durch den Begriff der *res publica* und die Autorität des Königs ersetzt wurden“,<sup>5</sup> erkennt man beim Studium der Mätressenwirtschaft.

CAPUT versus CORPUS; oder CORPUS und CAPUT – wird die Mätressenwirtschaft die beiden Systeme versöhnen können? Wird sie, mit Lyotard zu sprechen, die „Trennung zwischen der Einschreibung und ihrem Ort“ aufheben? Vielleicht hat sie ja das Phantasma der postmodernen Libidoökonomien bereits „erfüllt“ – drei-, vierhundert Jahre, bevor dieses Phantasma erstmals „wissenschaftlich“ formuliert wurde:

Sehen Sie nun, unnachsichtige Dame mit den grauen Augen, was wir Libidoökonomien durchbrechen wollen: wir sprechen nicht mehr (es sei denn aus Versehen, darauf können Sie sich verlassen) von *Einschreibflächen*, von Besetzungsgebieten und dergleichen Dingen mehr. Wir misstrauen der angenommenen Trennung zwischen der Einschreibung und ihrem Ort. Wir müssen unser Begriffsvermögen anstrengen, damit wir schließlich die Idee einer Intensität entwickeln, die, weit davon entfernt, sich einem produzierenden Körper gegenüber durchzusetzen, ihn determiniert.<sup>6</sup>

„Idee einer Intensität“, die „einen produzierenden Körper determiniert“ – war das die Vorstellung, die sich die französischen Adligen vom „Körper“ einer „Nation“ machten? *La nation française*, so nannten sie besagten Volkskörper, insofern er mit dem König „verschmelzen“, sich mit dem König vereinigen können sollte ... und dies „Vereinigen“ wörtlich genommen. Einige stellten sich das noch genealogisch-konsekutiv vor, also gemäß Herkunft und Sitte „eine nach der anderen“, ein Schema, das Heinrich VIII. von England bekanntlich nicht zu transzendieren vermochte, was ihn zur Scheidung zwang und in Konflikt mit der Kirche brachte, welche ihrerseits – Stichwort „Renaissancepäpste“ – mit konnubialer Serialität („eine nach der anderen“) ganz schlecht, mit strukturellem Hetärentum aber ausgezeichnet zurechtkam (dieser Treppenwitz der Moderne ist bereits Friedrich Nietzsche aufgefallen). Unsere Frage lautet: war Frankreich – auch Frankreichs Adel – auf moderne Art dabei, das genealogisch-feudale System zu überwinden ohne es zu zerstören? Dass sich der König mit dem Volk „vereinigte“, war das eine serielle oder eine strukturelle Angelegenheit, eine konnubiale oder libertinäre Re-Inkorporation des CAPUT? War das *Connubium* zwischen König und Volk nur möglich, indem es jenseits aller Vertragsformen passierte? Ein intrigantes, „vertragsloses“ Schlüpfen durch die Hintertür, wozu die französischen Adligen ihre Frauen und Töchter benötigten und nötigten?

Man sieht schon: wir sind ein wenig zu rasch. Die Mätressenwirtschaft wird nämlich beide Varianten mit einander zu vereinen trachten, die „vertraglich-konnubiale“ (und genealogisch nützliche) mit der naturalistisch (um nicht zu sagen naturrechtlich) verstandenen Libertinage. Und jedesmal – wirklich jedesmal? Nun ja, auf jeden Fall zu Beginn der Bewegung hat dieser Kompromiss eindeutig die „Rettung“ einer Genealogie nach Art des Adels im Visier... mit Mitteln einer vorerst höfischen, später offen bürgerlichen *Modernité*.

<sup>5</sup> Craveri: *Königinnen und Mätressen*, S.10.

<sup>6</sup> Lyotard: *Ökonomie des Wunsches*, S.34.

Anerkennung der Frau, vielleicht. Und wenn es denn Anerkennung ist, darf sie gewiss eine rechtschaffen dialektische genannt werden. Die Frau erscheint im Fokus einer „Anerkennung über Kreuz“. Mätressenwirtschaft, Polygamie und Libertinage werden die symbolistisch-feudale Würdigung der Frau als sippenhaft-familialer Stellvertreterin des „guten Teils des Volkes“ durch ihre individuelle Anerkennung ersetzen. Erst eine solche wird den Anforderungen an die Frau und dem Schematismus des Weiblichen – nein, des Sexuellen – innerhalb des modern-etatistischen (Wunsch-)Bildes genügen. Es ist ein Wunschbild zuerst vom guten Fürsten, vom perfekten Souverän, schließlich vom perfekten Volk, der idealen Nation. „Franzosen – noch eine Anstrengung, wenn ihr gute Republikaner sein wollt,“ ruft der Göttliche Marquis seinen Landsleuten zu.<sup>7</sup> Im Auge hat er dabei Juliette, nicht die tugendhafte Justine.

Anerkennung über Kreuz, sagten wir. In der alten, „feudalen“ Wertschätzung waren Männer und Frauen insofern einander ebenbürtig, als beide Geschlechter gleichermaßen die Sippe und deren familiale Macht / genealogische Potenz verkörperten. In dieser – nennen wir sie „kollektivistischen“ Anerkennung der Frau wird an ihr das Naturmoment „Körper“ gewürdigt, als unverzichtbar für die vertraglichen Qualitäten, die körperliche Eigenschaften zu verbürgen pflegen, etwa dadurch, dass sie die genealogische Kontinuität, das Weiterleben der Sippe garantieren. Daraus folgt: Individualität einer Frau, ihre Schönheit, ihre Intelligenz stehen immer nur „für etwas“ – niemals für sich selbst. Weibliche Klugheit macht sich nur indirekt bemerkbar, im Status und Stuserhalt ihrer Familie, ihrer Sippe. Und wenn die Frau Macht ausübt, als Herrin des Hauses oder des feudalen Besitztums – das Beispiel Annas von Bretagne –, wird sogar ihr Intellekt körperlich. Annas Klugheit verschmilzt mit Annas Erscheinung als „guter, tüchtiger“ Herrin. Anders gesagt, Anna von Bretagne ist auch als Königin von Frankreich nichts ohne ihren feudallehensrechtlichen Status, der sie als die hervorragende Erscheinung eines ... Stammbaums erweist: Anna ist CORPUS.

Umgekehrt wäre Anna bei Hofe, selbst wenn sie dort „nur“ Mätresse des Königs wäre, in ihrer Intellektualität, Gebildetheit, Klugheit oder Raffinesse (Eigenschaften, die sich durchaus in der Maske der „Schönheit“ präsentieren können) als sie selbst anerkannt. Sie stünde nicht „für etwas“ sondern für sich selbst. Sie wäre beispielsweise genau für die Rolle als Mätresse – das heißt Geliebte des Königs, nicht seine Ehefrau – nur als sie selbst geeignet; um vom König persönlich ausgewählt, ihm nicht bloß zugewiesen zu werden, könnte sich Anna von Bretagne nicht auf ihren Status als Feudalherrin verlassen, vielmehr hätte sie sich individuell, von keiner Genealogie dazu ausersehen, für den Mätressenberuf zu qualifizieren, nur so dürfte sie hoffen, für den König unersetzbar zu werden (wir sprechen vom Idealfall).

Sieht man, wie „die Frau“ grammatisch in die Kategorie der Einzahl aufrückt? Wie sich ihr Status entwickelt – von der Beispielhaftigkeit zur Einzigartigkeit? Offenbar hat man genau die falsche Wortwahl getroffen, wenn man von „der Frau“ spricht (so wie man etwa von „der Gottesmutter“ spricht). Die Frau, wie sie bei Hofe anerkannt wird, ist durchaus CAPUT, nicht CORPUS. Aber wiederum ist sie es nur mittels Anerkennung über Kreuz. Denn nur als sogenannte „schöne Frau“ – nur in der Maske ihrer Körperlichkeit – ist sie auch ein intellektuelles Wesen (verständlich, klug, raffiniert ... wir wissen schon). Daraus folgt: die Schönheit der Mätresse ist zwar „körperlich“, aber auch dieser „Körper“ dient nur sich selbst, beispielsweise der eigenen Lust (auch Lust an der Macht). Denn sein Atout ist der Intellekt, der sich als unverzichtbar weil unverwechselbar, und als unverwechselbar weil einzigartig

---

<sup>7</sup> Sade, Alphonse François Marquis de: *Die Philosophie im Boudoir oder Die lasterhaften Lehrmeister*. Hamburg 1965. Vgl. Carter, Angela: *Sexualität ist Macht. Die Frau bei de Sade (The Sadeian Woman)*. Reinbek bei Hamburg 1981 (London 1979), S.150f.

weiß. Als weibliches Individuum ist die Frau weiterhin „reizend“. Aber sie ist es sozusagen aus eigener Machtvollkommenheit. Die Schönheit der Mätressen ist selbstreferenziell. Nicht zufällig waren so viele Mätressen „Göttinnen“. Nicht zufällig trug eine der mächtigsten dieser „Göttinnen“ (und wenn der Schein nicht trügt, hat die Serie mit ihr sogar begonnen) den Namen der sterilsten, selbstbezogensten und grausamsten Göttin des Pantheons: Diana.

Soviel zum Thema CAPUT. Dass es sich bei der „individuell anerkannten Frau“ nicht um ein idealtypisches Konstrukt (ja, das wohl auch) sondern um ein solches handelt, dem es an gesellschafts- und realpolitischen Referenzen nicht mangelt, kann der Historiker an einer interessanten Häufung ganz und gar nicht unschuldiger und somit auch nicht zufälliger Phänomene ablesen. Mit dem Zeitalter der Renaissance wird die Intellektualität der Frau ein Thema. Merke: die Mätressen der Könige sind gerade nicht Lustobjekte; sie sind LustSUBJEKTE (um es so zu sagen). Sie sind – in „körperbetonter Verkleidung“ – weibliche Intellektuelle.

Aber wir eilen unseren Argumenten voraus. Die „moderne“ Anerkennung der Frau (im Gegensatz zur sippenmäßig-feudalen, mit der sie sich freilich in machtpolitischer Absicht verschränkt) sieht im weiblichen Individuum die zwar an und für sich noch utopisch-inerte, prinzipiell aber erwartbare und in Ausnahmefällen auch schon real erscheinende Intellektualität:

Im Frankreich des 16. Jahrhunderts [...] entstand [...] eine literarische Tradition des Loblieds auf die *femme forte* und die *femme savante*, die sich lange Zeit großer Beliebtheit erfreute. [...] Erreicht wurde damit] ein Publikum aus Leserinnen, die zur aristokratischen und bürgerlichen Elite gehörten und von der Literatur [...] ein idealisiertes Bild der Frau erwarteten, in dem sie sich endlich wiedererkennen konnten.<sup>8</sup>

Anerkennung über Kreuz, wie denn auch nicht. Der Beweis für die real existierende weibliche Intellektualität ist ein solcher *ex negativo*. Es sind vorwiegend männliche Literaturproduzenten, die für ein vorwiegend weibliches Publikum schreiben.

An dieser Stelle sei wieder eine Vorwegnahme gewagt. Es mag im Augenblick unausgewiesen erscheinen, aber gerade im Zusammenhang mit dem Phänomen des „interessierten weiblichen Publikums“ stößt man auf den Skandal, dass Bildung – weibliche Bildung – im Harem zwar nicht ihren einzigen aber doch einen recht privilegierten Ort hat (ersetzt man „Harem“ durch „Salon“, erscheint der Zusammenhang gleich viel weniger „skandalös“, weil unmittelbar einsichtig).

Die Hoffnung der Pompadour, dass die Tochter, die sie vom König hatte, sie bei ihm ersetzen würde, erfüllte sich nicht, da das Mädchen, noch nicht zehn Jahre alt, starb. Ihre eigene nachlassende Gesundheit und die schwindende Macht über den König ließen sie sich zur *surintendante des plaisirs du roi* ernennen, in welcher Eigenschaft sie ihrem Herrn eine Art Serail einrichtete, und dies war der Ursprung des Hirschkönigs, der 1755 seine Pforten auftrat. In dem Hause ließ der König [...] Mädchen erziehen. Die Rekrutierung erfolgte entweder durch den Kammerdiener Le Bel selber oder freiwillig von seiten der Eltern.<sup>9</sup>

Ein anderes Pamphlet präzisiert die dabei zur Anwendung gekommene pädagogische Methode. Es berichtet, dass der König den Mädchen „selber Unterricht im Schreiben und Lesen gab, mit ihnen betete, sie väterlich züchtigte und ermahnte, bevor er sich mit ihnen zum letzten Zwecke zurückzog.“<sup>10</sup> Zynisch betrachtet könnte dieser Mädchen erster

<sup>8</sup> Craveri: *Königinnen und Mätressen*, S.13.

<sup>9</sup> „Le Parc-aux-Cerfs, ou l'origine de l'affreux déficit.“ In: Blei, Franz (Hg.): *Geist und Sitten des Rokoko*. München 1977, S.504.

<sup>10</sup> Anonymus: *Anecdotes de la cour de France pendant la faveur de madame de Pompadour*. Paris 1802, S.238.

Verwandlungsschritt zu ‚Französinen‘ darin bestanden haben, Ziel einer allerhöchsten Begierde zu sein – ein Gegenstand der Staatsräson. Bleiben wir weiter noch ein wenig zynisch, so könnten wir mutmaßen, dass sich auf diesem Weg die Subjektwerdung besagter ‚Französinen‘ ankündigt. Zur philosophisch-sexuellen Unterweisung in der Sade’schen Republik, in der „alle Frauen wie die Männer alle Freuden genießen können“,<sup>11</sup> wäre es dann in der Tat nur noch „eine kleine Anstrengung.“

Gewiss war der Hirschpark Ludwigs XV. skandalös. Aber auf eine logisch stringente Weise. Um die Mätressen-Schülerinnen und ihren königlichen Liebhaber-Lehrer zu verstehen, muss man verstanden – und akzeptiert – haben, dass dem renaissancistisch-barocken Haremsprinzip auf der einen Seite auf der anderen das gebildete weibliche Individuum entspricht. Ohne letzteres kein Haremsprinzip – das scheint eine unabdingbare logische Voraussetzung zu sein, wenn man den politisch-bildungspolitischen Auftrag hinter der höfischen Mätressenwirtschaft sichtbar machen will (ein Auftrag, der die oft diskutierte höfische Zählung des Adels als einen seiner Aspekte einschließt).

Das Stichwort „Serail“ im Pamphlet über den „Parc-aux-Cerfs“ und ein damit (logisch?) verbundenes „affreux déficit“ weist letzteres – das „schreckliche (Staats-)Defizit“ – als Kosten aus, die, weil aus Investitionen in echte Volksbildung stammend, in Wahrheit wohl so verloren nicht sind, wie das dem bürgerlichen Kritiker besagter Bildungsmethoden scheinen mag. Was dem bürgerlichen Kritiker (das Pamphlet gegen den königlichen „Hirschpark“ stammt aus der Zeit der Französischen Revolution) entgangen ist – nicht jedoch seinem kaum weniger revolutionär gestimmten Zeitgenossen de Sade (aber der war schließlich Marquis) –, ist die Strukturähnlichkeit, fast schon Homologie, wie sie zwischen renaissancistisch-barockem Mätressenwesen an den Höfen westeuropäischer Könige und der Haremspolitik orientalischer Sultane zu herrschen scheint. Nun ja... Gemeinsamer Dreh- und Angelpunkt beider Systeme ist ja nicht das, worauf der kleinbürgerliche Revolutionär so fasziniert starrt – der Herrscher (König, Sultan). Gemeinsamer Dreh- und Angelpunkt ist das weibliche Individuum. Und die Strukturähnlichkeit, die Homologie besteht grobschlüchtig formuliert darin, dass jenes Individuum in beiden Systemen einem fast schon Heideggerischen „In-die-Welt-Geworfensein“ ausgesetzt ist, wobei hier mit „Welt“ natürlich die „politische Welt“ gemeint ist.

Vergleichen wir. Im westlichen System ist jenes weibliche Individuum die dem König angediente Adelstochter. Im Osten ist es die sprichwörtliche verkaufte Braut – nein, natürlich die verkaufte Tochter; das geht so weit, das gewisse tscherkessische Familienoberhäupter ihre kleinen Töchter erst gar nicht taufen beziehungsweise religiös erziehen lassen, damit sie sich besser eignen als künftige Haremsdamen des Osmanischen Sultans.<sup>12</sup> Zweitens – die Unstandesgemäße: im Westen ist das die Bürgerstochter, im Osten die Fremde. Drittens – die Frage der „Verwandtschaft“. Da wird es ein wenig komplexer, nämlich wieder einmal „skandalös“. Das Skandalon des Westens ist ein niemals ganz auszuschließender Inzest (Madame de Pompadours Tochter), während sich der Osten durch die gegenteilige Tendenz skandalisiert und herausgefordert sieht: wenn der Islam die Cross-Cousin-Heirat als das Ideal einer geglückten Verbindung zwischen Mann und Frau ansieht, kann der Harem nur als Verhöhnung der religiösen Empfehlung interpretiert werden. Im Harem sind die eigenen Verwandten die am wenigsten geduldeten Protagonisten, sodass man vom Serail geradezu als einer „genealogischen Eliminierungsmaschine für Blutsverwandte“ sprechen muss (leibliche Brüder werden getötet, Schwestern, auch Halbschwestern möglichst weit weg verheiratet). Wir wissen natürlich, dass wir hier bis an die Grenzen des Erlaubten vergrößern und

<sup>11</sup> Sade: *Die Philosophie im Boudoir*, siehe Carter: *Sexualität ist Macht*, S.151.

<sup>12</sup> Gost, Roswitha: *Der Harem*. Köln 1993, S. 158.

verallgemeinern – dennoch, der Vergleich scheint zu funktionieren: Beide Male wird das zentrale Gesetz der Genealogie, wie es innerhalb der Gesellschaft religiös sanktioniert ist, fast systematisch verletzt. Im Westen richtet sich das Haremsprinzip gegen das „Naturrecht“ (Inzestverbot), im Osten gegen die „Sittlichkeit der Sitte“ (Verwandtenehe als Ideal).<sup>13</sup>

Wie dem auch sei – die wichtigste Strukturähnlichkeit von Mätressenwirtschaft und Serail liegt im weiblichen Individuum selbst beschlossen. Im Westen wie im Osten gleichermaßen sind Harem und Serail der Handlungsort und wohl auch Playground für die gebildete respektive ausgebildete Dame oder, wenn man sie bei ihrem richtigen Namen nennen möchte, die Intellektuelle, Spezialistin der Schönen Künste und Generalistin der Politik sowie aller Errungenschaften Machiavells. Und das nicht zufällig. Als Spezialistin für Ästhetik und Sex ist die Mätresse, wie schon ihr Name sagt, eine „Herrin“ über den Mann, somit schon wieder Hüterin von etwas – nur jetzt nicht des Stammbaums (beziehungsweise nicht mehr ausschließlich des Stammbaums), nein, vielmehr der ganzen nach-genealogischen gesellschaftlichen Ordnung, welche, wie man gehört und wie Jean Bodin zu seinem Leidwesen glasklar erkannt hat, nun eine juristisch-politisch und nicht mehr „naturwüchsig“ konstituierte *civitas* sein soll.

Jean Bodin hat ihn perhorresziert, den subkutanen Zusammenhang von Ästhetik, Sex und Schönem Schein; er hat sie gefürchtet und zugleich als unabdingbar erkannt (denn auch Bodin war Machiavellist) – jene Verführungskunst, welche, wenn sie politisch wird, den sattsam bekannten Namen trägt: INTRIGE.

Doch bleiben wir bei ihr selbst, der „neuen“ Frau. Als Spezialistin der Ästhetik und des Sex, haben wir gesagt, ist die Mätresse / Haremsdame prädestiniert, eine Generalistin der Politik und der Macht zu werden. Dies jedoch vermittels indirekter Methoden – hier hätten wir die Schnittstelle beziehungsweise eine wichtige Schnittstelle mit der Macht – und, was noch wichtiger ist, vermittels Methoden, die dem Bereich der Ästhetik, der Schönen Künste und der Bildung zugehören. Hier wollen wir unseren Vergleich fortsetzen. Den berühmten Philosophinnen der Franzosen – und damit meinen wir jetzt nicht unbedingt jene, die mit dem Göttlichen Marquis im Boudoir philosophieren – entspricht auf Seiten des „Orients“ (wie wir den imaginär-realen Schauplatz bequemer Weise nennen wollen) eine Schule arabischer Dichterinnen. Zuerst der Westen:

Zwar hatte es im Mittelalter mehrere berühmte Schriftstellerinnen gegeben, aber ‚in ihren Schriften ließ nichts auf das Bewusstsein von einer Besonderheit schließen‘.<sup>14</sup> Im Gegensatz dazu verfolgte die kleine Schar von Autorinnen des 16. Jahrhunderts – genannt seien wenigstens Pernette du Guillet, Louise Labé, Catherine und Madeleine Des Roches, außerdem gegen Ende des 17. Jahrhunderts, Marie le Jars de Gournay –, beginnend mit dem 1497 postum erschienenen Werk von Christine de Pisan, *Le trésor de la cité des dames*, ein ganz bestimmtes gemeinsames Projekt, dessen Zielrichtung den Zeitgenossen nicht entging: das nahezu absolute männliche Monopol [...] anzugreifen.<sup>15</sup>

Von der spanisch-arabischen Dichterin Nazhun, die mehr als drei Jahrhunderte vor den Damen Guillet, Labé, Des Roches und Freundinnen gelebt und gewirkt hat, weiß ihr Biograph folgende bezeichnende Anekdote zu berichten:

<sup>13</sup> Wir beziehen uns hier ein wenig kokett auf Hegels *Phänomenologie des Geistes*, den Abschnitt *Die sittliche Welt. Das menschliche Gesetz, der Mann und das Weib*, und da besonders auf die Entwicklung dessen, was Hegel „die unmittelbare Gewissheit des realen sittlichen Seins“ nennt und zum Begriff „Familie“ in Beziehung setzt; vgl. Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Werke in zwanzig Bänden*. Hgg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel. Frankfurt am Main 1970, Band 3, S.328ff.

<sup>14</sup> Berriot-Salvadore, Evelyne: *Les femmes dans la société française de la Renaissance*. Genf 1990, S.476.

<sup>15</sup> Craveri: *Königinnen und Mätressen*, S.13f.

[Bekanntlich war der berühmte] Satiriker Abu Bakr al-Makhzumi [...] blind und von heftigen Hustenanfällen geplagt [...], bösartig, ein Meister der Satire, von dem der gute Ruf seiner Mitmenschen abhing, ein schlagfertiger, scharfsinniger und kluger Wortfechter, ein Sieger auf dem Felde der Satire. Als er eines Tages mit seiner Schülerin Nazhûn beim Gouverneur von Granada, Abu Bakr ibn Sa'id, eingeladen war, und der Duft von Ambra, Aloe und Blüten ihn erregte, sprach er folgende Verse: „Ist dies Sa'ids Palast oder das Paradies? Wonach das Herz Verlangen spürt, das Herz genießt's! Die Gläser füllt mit Ambrawein ein Wolkenbruch, vom Instrumenten-Donnerschlag heraufgeführt ...“ So wäre das wohl endlos weiter gegangen, wenn den Blinden nicht plötzlich ein fürchterlicher Hustenanfall geschüttelt hätte.

„Auf baldiges Ersticken!“ ließ sich sein ehemaliges Sängermädchen, die jetzige Geliebte des Gouverneurs, fröhlich vernehmen.

„Wer ist diese Dirne?“ keuchte der Blinde.

„Deine mütterliche Matrone“.

„Freunde, hört ihr, wie frech dieses Mädchen lügt? Wenn das die Stimme einer Matrone ist, bin ich König Salomon. Nein, nein! Ich vernehme den Ton einer dreisten Dirne, deren ‚Blumenstrauß‘ meilenweit zu riechen ist!“

„Aber Meister,“ schaltete sich der Wezir, Nazhûns Geliebter, ein. „Wie kannst du so etwas sagen. Du sprichst mit der gebildeten Dichterin Nazhûn.“ – „Mashallah! Hab' schon von ihr gehört. Das ist doch die, von der es heißt, sie singe am liebsten das Lied von der durchgerittenen Bettstatt.“ Darauf die Dichterin: „So ein dummer alter Scheich. Freunde! Wo doch jeder weiß, dass es für ein Mädchen nichts Besseres gibt als eine weiche Bettstatt mit was Hartem drauf.“

Im Gelächter der Zecher ging Makhzumis neuerlicher Hustenanfall beinahe unter.<sup>16</sup>

Soweit der Biograph. Mit ihren eigenen Worten kommentiert Nazhun den Kampf der Geschlechter nicht weniger witzig – und selbstbewusst boshaft. Dem Lehrer ihrer Kindheit, dem verflissenen Liebhaber schreibt sie ins Stammbuch:

Dem Flegel sag' ich nun ein Wort, das bis zum Jüngsten Tag lebt fort: Dein Lied kommt aus 'nem Kuhdorf her, der reinste Mist, nur stinkt es mehr. So geht's, wenn Tölpelei sich regt und stolz den runden Steiss bewegt [...] An dein Lied häng ich meines an. Nun sage, wer es besser kann. Bin ich dem Leibe nach ein Weib, so bin ich doch im Dichten Mann!<sup>17</sup>

Wenn man Frankreichs „Philosophinnen“ mit den spanisch-arabischen Dichterinnen (für die Nazhun beispielhaft steht und von denen später noch mehr zu sagen sein wird) vergleicht, sieht man drei schlagende Gemeinsamkeiten. Erstens – Dichterinnen wie Philosophinnen haben ein sozusagen frivoles Bewusstsein von der „Besonderheit“ ihres Geschlechts: „weiblich“ ist gut, weil sexuell wirksam; zweitens treten sie in der politischen, das heißt bildungspolitischen Realität den Wahrheitsbeweis ihrer Individualität, sprich Intellektualität an, indem sie sich vom *Objekt* der Lust zu deren *Subjekt* machen, wozu, drittens, ein gehöriges Maß an Mut zur Libertinage gehört. Und diesen bringen jene „ungehörigen Damen“ allemal mit.

Hier endet die Strukturähnlichkeit zwischen „Europa“ und „dem Orient“ (beide Begriffe sehr *cum grano salis* genommen). Nur in Westeuropa, eigentlich nur in Frankreich, wird die individuelle Ästhetisierung weiblicher Tugenden und Untugenden zum Motor einer „idealen“ Fusion des feudalen und familialen Prinzips der Abstammung mit dem römisch-rechtlichen Prinzip der *Civitas* (dem politischen Prinzip schlechthin), was einer Verschmelzung der mannigfachen Genealogien, Rassen und Klassen in der Vorstellung des einen großen „Volkskörpers“ als ihrer höchsten politischen Manifestation entspricht. Das wird noch ausführlicher zu explizieren sein.

Zuerst jedoch haben wir ein paar Hausaufgaben zu machen. Und einen Umweg auf uns zu nehmen. Aber einen nicht ganz unprofitablen, wie wir zu hoffen wagen.

<sup>16</sup> Al-Maqqarî: *Nafh at-tîb min ghusn al-Andalus ar-ratîb* (10 Bände). Kairo 1949, Band 1, S.117ff.

<sup>17</sup> Nachdichtung G.L., vgl. Liedl, Gottfried: *Mediterraner Islam* (2 Halbbände). Wien 2007, Halbband 2, S.124ff.

## Lust- und Machtsubjekte 1: Territorien der Männer

Alles gehörte jetzt allen.  
 Auch die Frauen wurden so verteilt.  
 Es wurde schnell üblich,  
 dass ein Mann mehrere Frauen hatte.  
 König Jan ging mit gutem Beispiel voran:  
 er brachte es auf fünfzehn.  
 (Über die Wiedertäufer von Münster)

Machen wir einen Sprung. Zwar nicht in der Zeit, aber im Raum. Gehen wir über den Rhein, um uns ein Schauspiel zu Gemüte zu führen, von dem man kaum wird sagen können, es sei ein angenehmes oder gar erhebendes :

Henker ergriffen den „König“, der, an einen Pfahl gebunden, im Halseisen saß, mit glühenden Zangen, so dass das Fleisch mit Gestank wegschmort. Einer der anderen wollte sich am Halseisen selbst erhängen, doch ließ das die Justiz nicht zu, man band ihm mit einer Binde durch den Mund den Kopf nach oben fest. So wurden sie stückweise gemartert. Als immer noch Leben in den Körpern war, griffen die Henkersknechte mit ihren glühenden Eisen nach den Kehlen und drückten die Zangen zu. Um ganz sicher zu sein, wurden schließlich noch Dolche in die Herzen gestoßen. Die Überreste der ehemaligen Herrscher des Gottesstaates Münster hängte man in drei Käfigen hoch oben am Lamberti-Kirchturm auf ... Die Käfige hängen heute noch – oder wieder – oben am Turm von Sankt Lamberti.<sup>18</sup>

Man weiß nicht, ob „König“ Jan van Leyden beliebt war bei seinen Untertanen. Wer von den fünfzehn Frauen ihrem „königlichen“ Bettgefährten nachgeweint hat, ist uns ebenfalls nicht überliefert. Aber es darf angenommen werden, dass der Tränen nicht allzu viele geflossen sind. Das Porträt des „Königs“, gezeichnet von Aldegrever, verpasst dem Sektenführer einen erstaunlich dummen Gesichtsausdruck – *la canaille devenue roi*. Und wir haben leider Grund zur Annahme, dass Aldegrever ein genauer Beobachter, ein realistischer Zeichner war.<sup>19</sup>

Die Austauschbarkeit der Körper, ja deren Ununterscheidbarkeit, lassen wenig „Gefühle“ zu – außer ein Grauen und einen Widerwillen angesichts so viel Rohheit und bäurischer Niedertracht. Wo sogar Kinder „zur Strafe“ – was heißt zur Strafe? Bloß „zur Abschreckung gehängt und gefoltert“<sup>20</sup> und Delinquenten wie Schweine geschlachtet werden,<sup>21</sup> kann das intime Gegenbild einer sozusagen unschuldigen Nacktheit auch nicht überzeugen. Aldegrevers nackten Wiedertäuferinnen traut man ihre Promiskuität aus einem einzigen Grund zu – abgrundtiefe Dummheit. Das paart sich einfach. Da gibt es weder Abwehr noch Verführung. Das lässt sich zuerst taufen und dann ... Auch in seiner „Versammlung der Wiedertäufer in Münster“, in Kupfer gestochen von Virgil Solis, lässt Aldegrevers Realismus dem Blick des angewiderten Betrachters nicht das kleinste Schlupfloch zur Flucht.<sup>22</sup>

Jan, dieser Bauernkönig, hat mit der Sinnlichkeit und ihrer Abstraktion überhaupt nichts zu tun, in tausend Leben und nach tausend Foltern wird unsere *canaille devenue roi* gerade einmal am versperrten Portal angelangt sein, hinter dem sich die Welt des *roi devenu canaille* auftut, Ludwigs XV. famoser „Hirschpark“ mit seinen so ganz anderen jungen Damen, denen der große Perverse seine französische, seine Taufe *à la gloire* zuteil werden lässt, die Taufe der Aufklärung. Dass des Bauernkönigs fünfzehn Frauen geweint haben bei seiner

<sup>18</sup> Rüdiger, Wilhelm: *Die Welt der Renaissance*. München 1977, S.134f.

<sup>19</sup> Rüdiger: *Die Welt der Renaissance*, S.135.

<sup>20</sup> Rüdiger: *Die Welt der Renaissance*, S.179.

<sup>21</sup> Entsprechende Tafeln des Grauens bei Rüdiger: *Die Welt der Renaissance*, S.178, 179, 182.

<sup>22</sup> Rüdiger: *Die Welt der Renaissance*, S.133.

Vierteilung, wird immer unwahrscheinlicher. Was im Deutschland der Wiedertäufer und anderer Anti-Renaissancisten allenfalls „wiedergeboren“ wurde, hat beim Ausmisten des historischen Schweinestalles der Pastorensohn Nietzsche sozusagen unter der Streu gefunden – und natürlich war es eine Totgeburt. Deutschlands Anti-Christ hat sich in der einzig möglichen Art betätigt, worin ein Anti-Christ zugleich Anführer des versprengten Fähnleins der Humanisten sein kann: als gründlicher Säuberer historischer Sauställe. „Die Deutschen haben Europa um die letzte große Kultur-Ernte gebracht, die es für Europa heimzubringen gab – um die Renaissance“.<sup>23</sup> Wenn schon Menschen gemartert und hingeschlachtet werden müssen, so des deutschen Anti-Christ's Verdikt, dann nicht um der Ödnisse nackter Wiedertäuferinnen willen, sondern nach Art des Südens: „Das afrikanische Glück, die fatalistische Heiterkeit, mit einem Auge, das verführerisch und entsetzlich blickt; die laszive Schwermut des maurischen Tanzes; die Leidenschaft blinkend, scharf und plötzlich wie ein Dolch.“<sup>24</sup> Man kann es auch so sagen: drei leere Käfige an einer Kirchturmspitze sind nicht eben viel. Und dass es die religiös verbrämten Orgien wirklich gegeben hat, an die sie zu erinnern vorgeben, ist mehr als fraglich.

„Die Leidenschaft blinkend.“ Was einen solcherart imaginierten Süden anlangt, so war Jacob Burckhardt ziemlich humorlos: nicht im Orient, nur in Italien werde man fündig. Nur in Italien dürfe man hoffen, der heidnischen Antike – in Gestalt einer bedenklichen, weil antichristlichen Tugendlehre und Ästhetik – bei ihrer Wiedergeburt zuzuschauen. Natürlich waren das nicht seine Worte. Aber gedacht hat er so.<sup>25</sup> Nimmt man hingegen die Angelegenheit mit Humor, so war das *Imperium Romanum* ein phantastischer heidnischer Sabbat. Da wurde weder „wieder geboren“ noch „wieder getauft“. Den Römern wäre es nicht unlieb gewesen, wenn sich die Götter auch in Zukunft von den Schweiß treibenden Geschäften der Urzeit ausgeruht hätten. Die Arbeit machte man lieber selbst. So wurde man zum Gott: *Divus Caesar*, *Divus Augustus*. Die Römer waren Genies der Immanenz. Von der anderen Seite betrachtet – wenn die Götter Stimmen hätten, sie würden das Angebot der Humanisten, die Geschichte neu zu schreiben, dankend abgelehnt haben. Sie würden gesagt haben: „Wir können nicht leugnen, dass es der Lärm der *canaille* ist, der uns Ewige aus dem Schlummer riss. Denn leider ist die Geschäftigkeit und Geschäftstüchtigkeit von Kaufleuten und ‚Bastarden‘<sup>26</sup> mit den Reliquien und Emblemen der Heiligen nicht mehr zufrieden. Da gab es offenbar eine gewisse Inflation. Und nun meinen sie, dass ihnen die neuen, noch unverbrauchten Substanzen, die sie später in ‚Ruhm‘ – französisch *gloire* –, oder ‚Tugend‘ – italienisch *virtù* – zu verwandeln hoffen, mit unserer und der Hilfe ihrer schönen, machthungrigen Frauen zufließen werden.“

Lassen wir auch diese Katze aus dem Sack. Die „Kultur der Renaissance in Italien“, wie Jacob Burckhardt sie nennt, ist als libidinöse im Grunde eine unverschämte Ökonomie. Doch ist hier Vorsicht geboten. Vorsicht vor allzu schnellen Schlüssen. Mit dem alten, bäurisch-junkerlichen *Jus primae noctis* hat die renaissancistische Ökonomie der Lust nur sehr peripher zu tun. Und das im wahrsten Sinn des Wortes.

Gemäß dem *Jus primae noctis*, dem Recht der ersten Nacht, nimmt der *Seigneur* die Unschuld der Braut von seinen Bauern in Empfang, als wäre sie ein Korb Eier oder die beste Speckseite des gemästeten Schweines. Dieses *Jus primae noctis* in seiner paganen

<sup>23</sup> Nietzsche, Friedrich: *Der Antichrist* (Aphorismus 60). In: *Werke*. Hgg. von Karl Schlechta. München 1965, Band II, S.1232.

<sup>24</sup> Nietzsche, Friedrich: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden*. Hgg. von Giorgio Colli /azzino Montinari. München 1980, Band 13, S.24.

<sup>25</sup> Burckhardt, Jacob: *Die Kultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch*. [Neudruck der Ausgabe von 1860, hgg. von Konrad Hoffmann]. Stuttgart 1985, S.116ff.

<sup>26</sup> Burckhardt: *Die Kultur der Renaissance in Italien*, S.13ff.

Primitivität sieht den libidinösen GEBRAUCHSWERT des Frauenkörpers – Lust zu spenden – eindimensional und ohne jede geldwirtschaftliche Verwertungsabsicht. Darum wurde es von der neuen Zivilisation ja auch schlicht „vergessen“, ausgelagert an die Ränder ihrer urbanen Welt.<sup>27</sup> Holt man es ausnahmsweise doch einmal herein, dann bloß als derbe Binsenweisheit zur Erheiterung blasierter Städter und ihrer raffinierten Kurtisanen.<sup>28</sup> Von derlei gemütlich brutaler Repräsentation des weiblichen Körpers sind Kaufmann und *Condottiere*, Bastard und *Principe* meilenweit entfernt. Was es dazu zu sagen gibt, hat der Gelehrte aus Basel gesagt. Spröde und zurückhaltend, wie es einem Patrizier zukommt, hat er das Ding nicht direkt beim Namen genannt, doch zieht er den Vorhang immerhin weit genug zur Seite, dass man die Sachlage erkennt: eine urbane und „heidnische“ Renaissance hat das genealogische durchs Prinzip der Paarung *sans gêne* ersetzt. Je weniger eine Eigenschaft zählt, die dem Adel des Mittelalters die wichtigste war – Legitimität oder die Verbindung von Sippen und Familien durch Verträge –, desto wichtiger wird jetzt die Verbindung in ihrer „Einzigartigkeit“, als geschlechtlicher Akt zwischen Akteuren, die als solche, nämlich als Individuen zu einander passen.

Wir haben schon einmal die Warnung ausgesprochen, sich das Alte nicht sang- und klanglos von der Bühne abtretend vorzustellen. Wir wiederholen diese Warnung. Auch in der Renaissancezeit gilt das genealogische Prinzip weiter – bloß hat es sich „modernisiert“, sprich: die Stammbäume wachsen nicht mehr aus der Muttererde ganzer Sippen und Familien, nein, wie so vieles am Beginn der Neuzeit ist jetzt auch die Abstammung eine mehr oder weniger prägnante Kopfgeburt. Pallas Athene lässt grüßen, CAPUT definiert, was CORPUS sein soll. Tüchtige Männer vereinigen sich mit schönen Frauen und erzeugen geniale Bastarde. Da braucht sich der Professor aus Basel kein Blatt vor den Mund zu nehmen:

Die Aragonesen von Neapel waren die Bastardlinie des Hauses [...], der große Federigo von Urbino war vielleicht überhaupt kein Montefeltro. [Über die] acht Bastarde vom Haus Este [lässt sich berichten, dass einer von ihnen] der regierende Herzog Borso [war, wozu noch] zwei uneheliche Söhne seines ebenfalls unehelichen Bruders und Vorgängers Leonello [kamen]. Letzterer hatte außerdem eine rechtmäßige Gemahlin gehabt, und zwar eine uneheliche Tochter Alfons' I. von Neapel, von einer Afrikanerin.<sup>29</sup>

„Tüchtigkeit“ ist männlich, so wie „Schönheit“ weiblich ist – und manchmal auch beides zugleich. Denn in der glückenden und geglückten Verbindung selbst liegt der Keim der Tugend, in der prinzipiellen Gleichwertigkeit der Geschlechter angesichts ihrer großen, weil politischen Sendung.

Dieses Geschlecht Sforza gewährt überhaupt das Interesse, dass man die Vorbereitung auf das Fürstentum von Anfang an glaubt durchschimmern zu sehen. [...] Francescos bereits hochberühmter Vater Jacopo hatte zwanzig Geschwister, alle rau erzogen in Contignola bei Faenza ... Die ganze Wohnung war lauter Arsenal und Wachstube, auch Mutter und Töchter völlig kriegerisch. [...] Jacopo, als er in verschiedenen Diensten allmählich emporkam, zog auch seine Angehörigen nach sich und genoss durch dieselben die nämlichen Vorteile, die einem Fürsten eine zahlreiche Dynastie verleiht. Diese Verwandten sind es, welche die Armee beisammenhalten, während er im Castel nuovo zu Neapel liegt; seine Schwester nimmt eigenhändig die königlichen Unterhändler gefangen und rettet ihn durch dieses Pfand vom Tode.<sup>30</sup>

Die weibliche Tugend, wie sie in der ehelichen oder außerehelichen Verbindung zu Tage tritt, zeichnet ihre Trägerin dann aber auch aus. So wird aus der Konkubine des Jacopo Sforza

<sup>27</sup> Boureau, Alain: *Das Recht der Ersten Nacht. Zur Geschichte einer Fiktion*. Düsseldorf – Zürich 1996 (Paris 1995), S.155ff.

<sup>28</sup> Boureau: *Das Recht der Ersten Nacht*, S.222ff.

<sup>29</sup> Burckhardt: *Die Kultur der Renaissance in Italien*, S.13f.

<sup>30</sup> Burckhardt: *Die Kultur der Renaissance in Italien*, S.16.

„seine ausgezeichnete Konkubine“,<sup>31</sup> nämlich die Mutter des Francesco Sforza, des „glänzenden Heerführers“ und Herrn über „das gewaltige Mailand“. <sup>32</sup> Derartige Tugend-Serien sind unverfroren heidnisch und wurden von den Griechen der Antike auf den *Hieros Gamos*, die „Heilige Paarung“ zurückgeführt. Mit dem plumpen *Jus primae noctis* à la Krautjunktum haben sie genau so wenig zu tun wie mit der Promiskuität von Wiedertäufern oder ähnlich (un)frommen Verhaltensweisen des Pöbels.

Die Geschichte hat noch eine Pointe. Jacopo verheiratete die Mutter seines Sohnes, „seine ausgezeichnete Konkubine Lucia“, an einen Anderen, um selbst „für einen fürstlichen Ehebund verfügbar zu bleiben“. <sup>33</sup> Auch das gehört zur Logik des neuheidnischen *Hieros Gamos*.

Aber die Renaissance ist nicht die Antike. Sie tut bloß so. Deshalb ist das Netz auch so perfekt geknüpft, seine Knotenpunkte vermerken exakt die doppelte Brauchbarkeit des weiblichen Körpers, Brauchbarkeit für eine bürgerliche Ökonomie alias patriarchale Hauswirtschaft und Brauchbarkeit für eine Ökonomie der Lust, *Économie libidinale*. Deshalb liegt es durchaus in der Logik kaufmännischer Sparsamkeit, die *Économie libidinale* nicht mehr auszulagern. Zugleich mit der „erstaunlichen Renaissance der Sklaverei“<sup>34</sup> im Florenz des Quattrocento zeigt sich das nicht weniger bemerkenswerte Phänomen, dass „die sexuelle Initiation des jungen Bürgerlichen oder Aristokraten nicht mehr im Bordell, sondern mit einem Dienstmädchen [...] vor sich ging.“ <sup>35</sup> Die Sklaverei bildet das mittlere Glied, nämlich das Bindeglied zwischen vorkapitalistischer Verschwendung im Bordell – wo die Ressource ‚weiblicher Körper‘ nur *einfach* eingesetzt wird – und deren kaufmännisch-ökonomischer Doppelverwertung im Rahmen einer frühkapitalistischen Hauswirtschaft – in Gestalt des sowohl ökonomisch als auch libidinal verorteten Dienstmädchens. Natürlich braucht die Wahrheit ein wenig Zeit – ans Licht kommt sie aber immer. Im 16. Jahrhundert wird der Ratsherr Christophe de Bordeaux das Ding beim Namen nennen: „Kammerjungfer für alles“ <sup>36</sup>.

Die folgenden Überlegungen sind für das Verständnis der solitären Qualität der Mätresse, die alles Andere als eine Sexsklavin ist, unerlässlich. Der Beweis liegt in der renaissancistischen, also ‚heidnischen‘ Behandlung der Sklavin als Trägerin von *virtù*. So etwa wenn „die Familienchronik der Niccolini [...] berichtet, dass Paolo Niccolini anlässlich seiner Heirat mit Cosa Guasconi erwähnt, dass in seinem Hause die Sklavin Lucia wohne, von der er zwei Söhne habe“. <sup>37</sup> Diesen Status als Mutter seiner Söhne wird der zukünftige bürgerliche Herr des Hauses seinem Dienstmädchen niemals einräumen. Nicht weil er dies vielleicht nicht wollte. Er darf es nicht. Denn es widerspräche der kapitalistischen Logik vom *Primat der Verwertung* (In-Wert-Setzung); dieser Primat gilt auch für den Körper des Dienstmädchens. Um es klar und auf unangenehme Art ‚ökonomistisch‘ zu sagen: Nicht schon der bloße *Gebrauch* seines Körpers macht das Mädchen zum Dienstmädchen, sondern erst dessen *Verwertung*. Dagegen ist die Rolle der ‚ausgezeichneten Sklavin‘ gemäß dem Tugendkanon der Renaissance unökonomisch-einfach definiert – als kluge Beraterin ihres Herrn und Gebärerin ‚tüchtiger Bastarde‘, mit deren Hilfe sich neue Dynastien gründen lassen.

<sup>31</sup> Burckhardt: *Die Kultur der Renaissance in Italien*, S.16.

<sup>32</sup> Burckhardt: *Die Kultur der Renaissance in Italien*, S.17.

<sup>33</sup> Burckhardt: *Die Kultur der Renaissance in Italien*, S.16.

<sup>34</sup> Boureau: *Das Recht der Ersten Nacht*, S.52.

<sup>35</sup> Boureau: *Das Recht der Ersten Nacht*, S.51; vgl. Trexler, Richard: „La prostitution au XV<sup>e</sup> siècle, Patronages et clientèles.“ In: *Annales E.S.C.* (1981), S.983ff.

<sup>36</sup> Zit. nach Fairchilds, Cissie: *Domestic Enemies, Servants and Their Masters in Old Regime France*. Baltimore 1984, S.169.

<sup>37</sup> Boureau: *Das Recht der Ersten Nacht*, S.52.

## Lust- und Machtsubjekte 2: Territorien der Frauen

Die Frauen der Renaissance waren mädchenhaft. Aber „Mädchen“ wie Göttin Artemis oder Göttin Athene. Ihr Selbstbewusstsein war dem der Männer ebenbürtig – frivol ausgedrückt, waren sie ihren Vätern, Brüdern, Gatten und Geliebten libidinös überlegen.

Schon klar – wir folgen hier einer einschlägigen Lesart. Aber so haben sie sich selbst gesehen, so wollten sie gesehen werden, so ließen sie sich malen. Lukrezia Borgia, die Tochter Papst Alexanders VI., die Schwester Cesare Borgias, „des skrupellosen, genuss- und kunstliebenden Renaissancefürsten“,<sup>38</sup> blickt wachsam, vornehm und kühl aus dem Bilde.<sup>39</sup> Ein schönes, halbwüchsiges Mädchen, dessen männlicher Betrachter in diesem Fall der Maler Bartolomeo Veneto ist, welcher nicht zögert, seinen meisterlichen Realismus in die Waagschale zu werfen. Veneto tut dies – nun ja, sagen wir es ruhig pathetisch – um der Wahrheit willen. Lukrezias „Wahrheit“, wie der Künstler und Zeitgenosse sie sah, sind die Augen der *femme fatale*, mit denen sie ihren Porträtisten fixiert. *Femme fatale* ist natürlich eine ganz unzutreffende, anachronistische Bezeichnung aus dem 19. Jahrhundert. Damals hat man Lukrezia und andere Damen ihrer Art rufmäßig kanonisiert. Der Gedanke, dass sie „besser war als ihr Ruf“,<sup>40</sup> könnte uns gefallen, nachdem wir aber ihr Porträt gesehen haben, mögen wir diesen ihren schlechten oder weniger schlechten Ruf nicht davon abhängig machen, ob sie stark genug war, sich Bruder und Vater vom schönen Leib zu halten. Und wenn ihr, wie die Bildunterschrift sagt, „der Ruf jede Verruchtheit andichtete, sogar Blutschande mit ihrem Vater“,<sup>41</sup> dann meinen wir – mit Friedrich Nietzsche – diese weiblich-libidinöse Spielart einer sogenannten Verruchtheit mehr dem humanistischen Heidentum eines „ruchlosen“ Renaissancepapstes zuschreiben zu sollen (respektive dem, was ein moralisierender Historismus daraus gemacht hat) als der Verderbtheit eines jungen Mädchens. Dazu sind uns Lukrezias selbstbewusste Augen zu wachsam, zu intelligent, als dass wir auf einer bloßen Bildunterschrift einen ganzen Ruf beruhen ließen. Trotzdem sind die Bilder und ihre Beschriftungen nicht nichts. Manchmal sagen sie mehr, als den Auftraggebern der Maler und Zeichner lieb sein konnte.

Die Könige und Päpste mögen ja gemeint haben, die Damen gehörten ihnen – aber in Wahrheit gehörten natürlich sie den Damen. In Besitz nahmen die Damen ihre königlichen und päpstlichen Sklaven Kraft ihrer natürlichen Überlegenheit, will sagen – und das mit dem gebührenden Pathos: Kraft der geistvollen Schönheit ihrer sozusagen alterslosen Körper. Bleibt man intellektuell auf dem Teppich, stellt man immerhin fest, dass den Mädchen und Frauen der Renaissance denkbar ideale *Role models* zur Verfügung standen – wie es sich mit der Macht des Weibes verhält, konnten sie im griechischen Mythos nachlesen. Wenn sie dann, gescheit und ehrgeizig, wengleich ermüdet von den Ergüssen ihrer Renaissance-Gelehrten, die ihnen das alles viel zu gehorsam und beflissen übersetzt und kommentiert hatten, ihren eigenen Kommentar dazu abgaben, so war es ein praktischer Kommentar, einer, der das niemals ungefährliche Wesen der antiken Göttinnen im Sinne des *Hieros Gamos* an sich selbst zum Erscheinen brachte.

„Niemand ungefährlich“ war dieser *Hieros Gamos* in erster Linie für die königlichen und päpstlichen Sklaven besagter klassisch gebildeten Damen. Und dann haben diese Damen auch noch die Lacher auf ihrer Seite. „Meister MZ“ (wie die Signatur auf dem Bildrand

<sup>38</sup> Brockhaus: *Personen der Menschheitsgeschichte von A – Z*. Leipzig – Mannheim 2000, S.43.

<sup>39</sup> Gemälde von Bartolomeo Veneto, Frankfurt, Städelsches Museum.

<sup>40</sup> Rüdiger: *Die Welt der Renaissance*, S.208.

<sup>41</sup> Rüdiger: *Die Welt der Renaissance*, S.208.

lautet),<sup>42</sup> konnte sicher sein, mit seiner Radierung „Aristoteles lässt sich von der schönen Phyllis als Reittier benutzen“ ins Schwarze getroffen zu haben. Trotzdem meinte er noch eins draufsetzen zu sollen: „Dahin kommt es mit der Weisheit, wenn die Schönheit sie am Gängelbande führt,“ lautet sein Kommentar.<sup>43</sup> Wir sind versucht, hier wieder Lucrezias Zeitgenossenschaft – notabene die männliche – ins Spiel zu bringen, und meinen, dass die sogenannten Renaissancepäpste nebst Kardinälen kaum gezögert hätten, sich der schönen Phyllis gesattelt und gezäumt zur Verfügung zu stellen. Eine jener göttlichen Reiterinnen der heidnischen Renaissance trägt zudem den passenden Namen – Imperia: „Die schöne Imperia mit ihrer herrlichen goldblonden Haarkrone,<sup>44</sup> so lautet die einschlägige Beschreibung, beugt weder vor Trägern roter Kardinalshüte noch vor dem Mann mit der Tiara das Knie ... es sei denn zu speziellem Zweck im Zuge des Gelderwerbs. Vor dem Mensch gewordenen Gotte kniet sie jedoch nieder, nämlich „als Hauptfigur auf Raffaels ‚Verklärung Christi‘ mit der Szene von der Heilung des mondsüchtigen Knaben.“<sup>45</sup> Ein Knabe? Mondsüchtig? Wir wollen die Symbolik nicht überstrapazieren, aber wer sich in antiker Mythologie ein wenig auskennt, kann gar nicht anders als sofort die große Artemis und ihren Knaben Endymion zu imaginieren. Wobei wir noch folgendes zu bedenken geben – den Ort, an dem der Maler die nackte Hetäre gemalt hat: „In den Privaträumen des Papstes, in den Stanzen des Vatikans.“<sup>46</sup> Das 19. Jahrhundert, wie gesagt weit herauf reichend in die Gegenwart, hat mit verstellter Stimme augenzwinkernde Schlussfolgerungen dazu parat:

Die modernen Männer von damals wünschten sich Frauen – wenn auch nicht die eigenen – von anderem Zuschnitt, sie hielten nicht mehr so viel vom heiligmäßigen Lebenswandel und schielten eher nach Vorbildern, die, am Moralkodex gemessen, gar nicht vorbildlich gewesen waren: die Gefährtinnen großer Männer des Altertums, die Hetären waren das Wunschbild der Renaissanceherren.<sup>47</sup>

So bieder er daherkommt, des Philisters augenzwinkernder Schluss, er gehorcht der Aristotelischen Logik. Männer der Renaissance „wünschen sich“ Hetären: kultiviert, gebildet – teuer. Noch einmal die Posaune des Philisters zu Imperia, der päpstlichen Mätresse:

Zu allen sonstigen Vorzügen war sie obendrein eine hochgebildete Person, die griechisch und lateinisch las, Sonette dichtete und Musik machen konnte. [...] „Bildung“ gehörte wie Schönheit und Juwelen zur Ausstattung einer Edelkurtisane: Aretino berichtet von einer „Buhlerin“, die den ganzen Petrarca und Boccaccio auswendig kannte und Verse aus Vergil, Ovid und Horaz zu zitieren wusste.<sup>48</sup>

Gesetzt, wir subsumieren das hier angesprochene ‚Hetärenwesen‘ unter die Bürgerliche Ökonomie (was uns die Logik des Geldes gebietet), dann war Bildung, aus dem Munde einer schönen Käuflichen genossen, nichts desto weniger *hors de prix*, unbezahlbar: denn sie wurde nicht nur *ohne Mühen* genossen (wo doch normaler Weise die Mühen des Lernens ihr Preis sind, vom eigentlichen Lehrgeld ganz zu schweigen) – im Gegenteil! Nicht bloß mühelos, nein lustvoll tauchte man in sie ein ... und „sie“, das ist jetzt ausnahmsweise und aller Stammtischwitzelei zum Trotz, wirklich sie, die klassische, antike Bildung. Und Imperia selbst? Und „neben den großen Mätressen das Heer der Mädchen fürs Geld“?<sup>49</sup>

Setzen wir den Fall, Imperia wäre eine heidnische Göttin, die sich ihrer Kundschaft zuliebe als Maria Magdalena ausgibt. Eine heidnische Maria Magdalena. Und die „Lazerten“, wie

<sup>42</sup> Die Radierung stammt wahrscheinlich von Martin Zasinger – vgl. Rüdiger: *Die Welt der Renaissance*, S.204.

<sup>43</sup> Rüdiger: *Die Welt der Renaissance*, S.204.

<sup>44</sup> Rüdiger: *Die Welt der Renaissance*, S.187.

<sup>45</sup> Rüdiger: *Die Welt der Renaissance*, S.187.

<sup>46</sup> Rüdiger: *Die Welt der Renaissance*, S.184.

<sup>47</sup> Rüdiger: *Die Welt der Renaissance*, S.184.

<sup>48</sup> Rüdiger: *Die Welt der Renaissance*, S.184.

<sup>49</sup> Rüdiger: *Die Welt der Renaissance*, S.184.

Goethe sie nennt, waren sozusagen ihre Nymphen.<sup>50</sup> Sozusagen. Das wollen wir doch nicht vergessen, ein paar Dinge hat uns die Bürgerliche Ökonomie ein für allemal gelehrt. Aber den Aufwand des Spiels, wo sich Bildung als *lustvoll genossene* Bildung einen doppelten, einen überschießenden Sinn gibt (und wovon die wohlbekannte *Philosophie im Boudoir* nur ein später Abglanz ist) – den kann uns die Bürgerliche Ökonomie nicht erklären. Dieser bürgerlich-ökonomisch gar nicht, libido-ökonomisch aber sehr gut erklärbare „Überschuss“ stellt einen ziemlich beunruhigenden Tatbestand dar. Einen, der jeden Freund der Aristotelischen Logik – nicht jedoch den Freund der Mehrwertigkeit und Paradoxie – verwirren und betrüben muss.

Werden wir wieder seriös. Im Zusammenhang mit Lukrezia Borgia war uns der Verdacht gekommen, dass das Vehikel unserer historisierenden Logik den tief eingeschnittenen Fahrrinnen folgt, die das 19. Jahrhundert der Methode (*méthodos*, nach Schadewaldt „der Weg, auf dem man etwas holen geht“)<sup>51</sup> eingepägt hat. Der Text des 19. Jahrhunderts geht immer noch weiter. Das Erotische und Androgyne, so sagt er, das Artemisische und die Gaben der Athene waren den heidnischen Frauen der Renaissance gewissermaßen angeboren. Die unterschiedslose Austauschbarkeit von Göttinnen- und Mädchenkörper war damals universell. In Frankreich erzählte man sich Wunderdinge von Diane de Poitiers' Alterslosigkeit. Offenbar trug sie den richtigen Namen – Diana, die Grausame. Wieder in der Diktion des 19. Jahrhunderts:

[Der König] hatte sich schon als Dauphin in die achtzehn Jahre Ältere, die Witwe des Großseneschalls der Normandie, leidenschaftlich verliebt. Dreiundzwanzig Jahre lang bis zu des Königs Tod im Turnier währte seine Romanze mit der kalten und ehrgeizigen „Seneschallin“. In zahllosen Porträts ist uns Dianas Elfenbeinschönheit, meist hüllenlos, überliefert.<sup>52</sup>

Dass sich eine alterslose „Elfenbeinschönheit“ gerne nackt zeigt, leuchtet ein. Aber es war ihr genau kalkuliertes Quantum Grausamkeit und Kühle, ihr athenäischer Verstand, der Diane de Poitiers zur ungekrönten Königin des Königs gemacht hat, sehr zum Schaden der gekrönten Königin. Diese „hatte ihre große Hoffnung auf das Alter der Rivalin gegründet [...]“. Das war ein stiller und schrecklicher Kampf.“<sup>53</sup> Wenn wir Honoré de Balzac und den Chroniken glauben dürfen, hatten die alten Mythen nicht nur Diane de Poitiers sondern auch Katharina von Frankreich inspiriert. War die Seneschallin aus der Normandie „Diana“, so hatte Katharina dafür eine ganze Schar Nymphen an der Hand. Und diese Mädchen ließen sich in Katharinas neu erstandenes „Lesbos“ entführen, wo sie sich auf Geheiß der dominanten Königin für deren Kalküle der Macht – wie soll man sagen? Zur Verfügung stellten:

[Zu diesen Nymphen gehörte die] Crème de la Crème [des westeuropäischen Adels:] Miss Flemming [...], eine Verwandte ihres Oheims, des Herzogs von Albany, die schönste Person, die man sich vorstellen kann, blond und weiß, dann eine ihrer Verwandten, Clarissa Strozzi, eine wundervolle Italienerin mit herrlichen schwarzen Haaren und Händen von seltener Schönheit, dann Fräulein Lewiston, Maria Stuarts Ehrendame, Maria Stuart selber, Madame Elisabeth von Frankreich, die nachmals unglückliche Spanienkönigin, und Madame Claudia.

<sup>50</sup> „Lazerten“, Eidechsen, nennt Goethe in seinen „Venezianischen Epigrammen“ die „öffentlichen Mädchen“; vgl. Staiger, Emil (Hg.): *Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe*. Frankfurt am Main 1966ff., S.166, Anm. 126.

<sup>51</sup> Vgl. Schadewaldt, Wolfgang: *Die Anfänge der Philosophie bei den Griechen. Die Vorsokratiker und ihre Voraussetzungen. Tübinger Vorlesungen Band 1*. Frankfurt am Main 1979, S.362.

<sup>52</sup> Rüdiger: *Die Welt der Renaissance*, S.185f.

<sup>53</sup> Honoré de Balzac: „Geschichte der Katharina von Medici“, zitiert nach Rüdiger: *Die Welt der Renaissance*, S.198.

Das schöne Lied von Lesbos endete – durchaus erwünscht – mit einer prosaischen Strophe. Balzac, der uns auch davon Mitteilung macht, tut dies mit vier Worten: „Der König widerstand nicht.“<sup>54</sup>

Diesem lasziven und sterilen Matriarchat an Frankreichs Königshof sind wir bereits begegnet in Gestalt von Madame de Pompadours Regime über ihren König Ludwig XV. Und man nehme es uns nicht übel, wenn wir, von den Stimmen des 19. Jahrhunderts inspiriert beziehungsweise auf Abwege gelockt, unserer nüchtern logifizierenden Expertise ein burleskes i-Tüpfelchen aufsetzen. Was nämlich die ästhetische Wirkung Madame de Pompadours betrifft, so hätte kein Hesiod, kein Homer diese Göttin besser erfinden können als sie sich selbst. Wenn ihr verhängnisvoller artemisischer Zauber sich genau dort entfaltet, wo er der Sage nach hingehört, im verwunschenen, von Nymphen bevölkerten „Hirschpark“, fehlt nur mehr Ovid, um die Metamorphose perfekt zu machen: *Le roi devenu canaille? Le roi devenu cerf!*

### Der König, die Mädchen, das Volk

In seiner Vorlesung vom 11. Februar 1976 am Collège de France hat sich Michel Foucault ausführlich mit dem Problem des französischen Adels während der Renaissancezeit befasst, das in der Frage – und den, wie sich bald zeigen würde, zumindest höchst ambivalenten „Antworten“ auf die Frage – bestand, wie denn nun die Rolle „des Königs“ in Bezug auf sie, die französischen Adligen, aufzufassen wäre. Dies angesichts eines Diskurses, der „dem König“ eine in dieser Form noch nicht dagewesene Vorzugsstellung im *état*, im Staatswesen einräumte, eines vornehmlich juristischen Diskurses, dessen Inhalt die Abschaffung der Privilegien und Freiheiten des Adels, dessen Waffe das Römische Recht war. Auf diesen juristischen Anschlag hat sich der Adel äußerst klug eingestellt – jedenfalls suggeriert uns das Michel Foucault: den „modernen“, vorerst ziemlich unangreifbaren Rechtsdiskurs hat der französische Adel mit dem Profundesten, was in seinem Arsenal zu finden war, „beantwortet“ – mit der Rede des Historikers, welche natürlich die Rede von den Ursprüngen ist.<sup>55</sup> In den Traktaten und Pamphleten dieser historisierenden *contre-attaque* wird das höfische Zentrum in dessen ureigenster Domäne herausgefordert – dem Real-Phantasma einer mit dem *état* unmittelbar identischen, keiner feudalen Einhegung oder Auffächerung bedürftigen *nation*, vergleichbar der römischen *res publica* zur Zeit des Prinzipats.

Die eminente Gefährlichkeit der neuen Auffassung (man kann sie die „höfische“ nennen, im Gegensatz zur „lehensfeudalen“ des Mittelalters) ist dem Adel klar. Das Konzept kann er in gut etablierten „Ursprungsmythen“ nachlesen, wie sie von den Humanisten und Juristen im Sinne der königlichen Zentralgewalt in Umlauf gebracht werden – von Leuten wie Jean de Tillet, Audigier, Tarault<sup>56</sup> ... und das unter Berufung auf schwer zu widerlegende Autoritäten: wer hätte es wagen können, einem Cäsar, Livius oder Tacitus zu widersprechen? Immer geht es um den Nachweis, dass die Kontinuität der Wirksamkeit des *Jus Romanum* in Gallien, das heißt Frankreich nie unterbrochen war und dass sich die Logik des Lehenswesens in die römische Logik nur hineinreklamirte, sich mit zweifelhaften, alles andere als guten Gründen in den Spalt zwängte, den die Wirren der Völkerwanderung aufgerissen hatten.

<sup>54</sup> Rüdiger: *Die Welt der Renaissance*, S.199.

<sup>55</sup> Foucault, Michel: *In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975-76)*. Frankfurt am Main 2001 (Paris 1996), S.139ff.

<sup>56</sup> Foucault: *In Verteidigung der Gesellschaft*, S.147f.

Eine solche Ursprungsmythe (wir erlauben uns, die verschiedenen bei Foucault beschriebenen „Varianten“ in einem Prototyp zusammen zu fassen) verwendet den Begriff der „Nation“ sehr geschickt als Brechstange gegen das Feudal- beziehungsweise Lehenswesen. Sie läuft darauf hinaus, die Differenz zwischen „Galliern“ und „Germanen“ zu nivellieren und beide als Protagonisten „des Römischen“ darzustellen, somit die Glaubwürdigkeit der großen Sippen und Familien, die sich „nur“ auf ihre Rechte als Nachfahren von Eroberern berufen können, zu unterminieren:

Die Franken, die im 4. und 5. Jahrhundert in Gallien einfielen, wären demgemäß [...] einfach Gallier gewesen, die gierig darauf waren, ihr Land wiederzusehen. [...] Nur tiefe Sehnsucht und der Wunsch, von einer einst blühenden gallo-römischen Zivilisation zu profitieren, trieb sie dorthin zurück. [...] Mit ihrer Rückkehr brachten sie keineswegs das in Gallien eingepflanzte römische Recht ins Wanken, sondern übernahmen es vielmehr. [...] Nur] um die Krieger, die gegen die Goten, Burgunden und Sarazenen gekämpft haben, zu entschädigen, verliehen ihnen die Könige Lehen. [...] Somit werden die] Lehensgüter und Vorrechte des Adels nicht von fundamentalen und archaischen Rechten dieses Adels hergeleitet [...], sondern einfach vom Willen des Königs, dessen Macht und Absolutismus der Organisation des Feudalismus selbst vorgängig erscheinen sollten.<sup>57</sup>

Vor einem derart raffinierten Konstrukt muss jede „genuine“ Adelslogik kapitulieren. In einer derart kompakten, linearen und bruchlosen Erzählung von „der“ Nation – also gerade nicht von irgendwelchen Teilen oder Gliedern derselben – ist buchstäblich kein Platz für Sonderrechte und Privilegien, da die Tugend stets Tugend „des Ganzen“ ist; und „das Ganze“ ist selbst gemäß der Adelslogik, ja gerade in der Adelslogik (natürlich bloß repräsentativ, aber diese Repräsentanz fällt dem Adel jetzt auf den Kopf) der König und nur der König. Der Ausweg, den der Adel findet, ist einigermaßen genial zu nennen, weil der Adel hier über seinen Schatten springt. Der Ausweg, den die adelig-oppositionelle Propaganda wählt, nimmt seinen Anfang im Zentrum des „Nationalmythos“. Nur dass der Begriff „Ursprung“ zwar ebenfalls historisch, aber naturalistisch-historisch, also quasi naturgeschichtlich interpretiert wird und man so dem juristisch-zivilisatorischen Diskurs, der das Römische Recht als gallisch und somit (ur-)französisch „erweist“, nicht in die Falle geht. Der Weg (Ausweg) ist gewunden und lang. Und so muss wohl auch unsere Nacherzählung gewunden und lang sein. Versuchen wir – mit Foucault – den Einstieg:

[Das Charakteristikum der Geschichte „nach Art des Adels“ wird] darin bestehen [...], in das Außen des Rechts, hinter das Recht, in die Zwischenräume dieses Rechts vorzustößen [...]. Eine solche Geschichte wird] versuchen, das öffentliche Recht an seiner Wurzel zu packen, die Institutionen des öffentlichen Rechts in ein älteres Netz tieferer, feierlicherer und wesentlicherer Verpflichtungen einzubinden. Gegen das Wissen des Kanzlisten, in dem der König nur das Loblied auf seinen Absolutismus wiedererkennen kann (d.h. noch immer das Lob Roms), soll historische Gleichheit zur Geltung gebracht werden. Hinter der Geschichte des Rechts sollen ungeschriebene Verpflichtungen und Treuegelübde wiedererweckt werden, die an keinen Buchstaben und sicherlich an keine Texte gebunden waren. Vergessene Thesen und vom Adel für den König vergossenes Blut sollen reaktiviert werden.<sup>58</sup>

Das klingt alles ziemlich fade. Das mutet jämmerlich konformistisch an. Banal und sehr, sehr durchsichtig. Dieser Diskurs sollte den Hofmann, „den Kanzlisten“ aushebeln können? Wäre dieser Diskurs tatsächlich an seinem öden Inhalt zu messen, wir hätten ihn als den larmoyanten Abgesang eines typischen Verlierers der Geschichte abzhaken. Doch ist es nicht der Inhalt, der die Sprengkraft birgt. Geschichtsmächtig – wieder geschichtsmächtig – wie man präzisieren muss – wird die Rede der Adelsopposition durch eine formale Kühnheit, worin sie erstaunlich schlau, weil bemerkenswert intrigant den Spieß zwischen Sprecher und Zuhörer, zwischen Subjekt und Objekt umdreht:

<sup>57</sup> Foucault: *In Verteidigung der Gesellschaft*, S.149f.

<sup>58</sup> Foucault: *In Verteidigung der Gesellschaft*, S.160. Die Argumentation, die Foucault hier nachzeichnet, findet sich beispielsweise in den historischen Werken des Comte de Boulainvilliers.

Bis dahin [bis zu jener „revolutionären“ Vertauschung von Subjekt und Objekt in der Rede, die der Adel mit dem König über den Kopf „des Kanzlisten“ hinweg führt] war die Geschichte nie nur die Geschichte gewesen [...]: Es war die Geschichte der Macht durch die Macht. Die Geschichte, die der Adel nun gegen den Diskurs des Staates über den Staat, der Macht über die Macht zu erzählen beginnt, [...löst] das Zusammenspiel der historischen Erzählung mit der Ausübung der Macht [...] auf. Mit [...] diesem Diskurs [...] taucht ein neues Subjekt der Geschichte auf. Ein neues Subjekt, das spricht: Jemand anderer übernimmt das Wort in der Geschichte und wird die Geschichte erzählen [...und dieser Andere] ist, was ein Historiker der damaligen Zeit die „Gesellschaft“ nennt: eine als Zusammenschluss, Gruppe, Gesamtheit von durch ein Statut verbundenen Individuen verstandene Gesellschaft; eine Gesellschaft, die sich aus einer gewissen Zahl von Individuen zusammensetzt und besondere Sitten, Bräuche und sogar ihr eigenes Gesetz hat. Dieses Etwas, das nunmehr in der Geschichte spricht, das Wort in der Geschichte ergreift und von dem man in der Geschichte sprechen wird, ist das, was im Vokabular der Epoche mit dem Wort „Nation“ bezeichnet wird.<sup>59</sup>

Jetzt ist die Katze aus dem Sack! In die kompakte (Rechts-)Historie wird wieder Bewegung gebracht, und die Antriebskraft dazu kommt von niemand anderem als der durch den Gegner selbst bereits fest etablierten historischen Größe namens „Nation“. Ein winziger, fast unmerklicher Trick – voilà die Intrige: Subjekt der Geschichte ist jetzt *La nation* „in eigener Person und Sache“; sie, also die Gesellschaft sprich Adelsgesellschaft mit ihrer „blutsrechtlich“ verbürgten Historizität nimmt die Agenden „der“ Geschichte ist gleich „ihre eigene“ Geschichte ist gleich „Geschichte des Landes / des Staates“ wahr. Alle Achtung. Denn wer garantiert „die Güte des Blutes“ – somit die „Größe der Nation“? Erraten: die Töchter edler Abstammung, so sie sich mit Söhnen edler Abstammung paaren. Und jetzt haben wir dich wieder, oh König. Denn nun ist das Faustpfand für die Größe der Nation in unsre Hand zurückgekehrt – es sind unsere Töchter und jungen Frauen, die du, edler und oberster Repräsentant des neuen Subjekts der Geschichte (und vorausgesetzt, du möchtest wieder einer von uns sein), gerne haben kannst. Soweit die Abreviatur. Die Wirklichkeit ist komplizierter. Sie lässt sich allenfalls so beschreiben, dass die Sache anfang, endlich dialektisch zu werden.

Man fragt sich nämlich, ob da die Rechnung nicht schon wieder ohne den Wirt gemacht wurde. Denn rechnen wir nach: wie viele „Königinnen von Frankreich“ kann der französische Adel unterbringen in der Geschichte Frankreichs? Unter christlich-abendländischen Bedingungen nicht allzu viele. Es sei denn... Die Voraussetzung ist ja bereits gegeben! *La Nation* hat das „christliche“ Frankreich längst ersetzt. In der Geschichte *Frankreichs* mag die Zahl der „Königinnen“ durch Frankreichs christliche Sendung limitiert gewesen sein (und wenn wir „Frankreich“ sagen, meinen wir natürlich seine Dynastien und den die Dynastien stützenden, bisweilen auch stürzenden Adel). In der Geschichte *der Nation* – und hier kommt erstmals das Wort *Gloire* ins Spiel, welches exakt die national-französische Übersetzung eines weiland christlichen Tugendbegriffs ist –, in der Geschichte von *La Nation française / française* alias *Grande Nation* kann gutes, durch Töchter edler Abstammung verbreitetes Blut gar nicht oft genug und weit genug zirkulieren. Und so werden zuerst die Töchter des Adels, dann die bürgerlichen Töchter, schließlich die Mariannen und andere „Mädchen aus dem Volk“ in Umlauf gebracht. Und wo werden sie „in Umlauf gebracht“? Natürlich dort, wo *La Nation* seinen höchsten Repräsentanten hat: zuerst bei Hofe, dann im Konvent. So leicht kann die Handhabung sein ... wenn die Gebrauchsanweisung von einem republikanisch verkleideten Marquis stammt.

Das Interessante an der Geschichte: die Sade'schen Theoreme finden sich in der höfischen Wirklichkeit Frankreichs wohl nicht exakt vorgezeichnet, aber doch skizziert. Es sind in der Tat die Töchter, nicht die Väter und Ehemänner, die – wie soll man sagen? Dem „hereditären“ Grundprinzip der *Nation française*, dass die „Tugend“ der Nation in der – wahlweise – Klugheit / Schönheit ihrer Frauen liege, seine Dynamik verleihen. Hier schließen wir mit

<sup>59</sup> Foucault: *In Verteidigung der Gesellschaft*, S.162f.

unseren Überlegungen an die Erfahrungen an, die wir mit dem Tugend- ist gleich Bildungskanon der Weiblichkeit à la Renaissance gemacht hatten.

Aber bleiben wir noch ein wenig auf der männlichen Seite. Besser gesagt auf jener Seite, welche „die Sache selbst“ zu sein behauptet, modern geredet: ihre Struktur. Und machen wir es nicht zu spannend, nennen wir das Ding beim Namen. „Die Sache selbst“, die finden wir „bei Hofe“. Wir nehmen den Faden wieder auf – „Nation“ wurde vom reaktionären Adel gegen den frühmodern-bürokratischen Hofstaat instrumentalisiert, und das mit dem durchaus beabsichtigten Seiteneffekt ihrer NATURALISIERUNG. „Der König“ – sprich sein frühmodern-bürokratischer Hofstaat respektive der geschmähte „Kanzlist“ (er heiße beispielsweise Lully und bereite als des Königs *Maître de Plaisir* unter ganz harmlosen, rein ästhetischen Begleitumständen dem künftigen *Roi Soleil* das Terrain) – ist alles andere als davon überrascht, im Gegenteil. Gierig greift er nach dem neuen Werkzeug, das ihm die Adelsopposition auf dem Silbertablett serviert. Bei Hofe erinnert man sich nur zu gut, dass man selbst es war, der „die Nation“ ins Spiel gebracht hat – mehr noch, hat man nicht in Anlehnung an ein Wort des großen Tacitus von Gallien als *vagina nationum*, als universeller Gebärmutter (*matrix*) sprechen lassen?<sup>60</sup> Und da soll man sich die Gelegenheit, Mädchen des Adels wie Mädchen aus dem Volke zu behandeln, schnöde entgehen lassen? Das Ganze war ein einfacher logischer Schluss. Gut – bringt uns eure Töchter (ihr sagt ja selbst, sie seien das Beste, was „die Nation“ zu bieten habe: edles Blut ältester Abstammung, ja mehr noch, ihr sagt, sie seien „die Nation“ selbst). Gut – wenn Tacitus von Gallien sagt (in Wahrheit hat er es von Germanien behauptet, aber das spielt jetzt keine Rolle), es sei die *vagina nationum*, dann machen wir, euch beim Wort nehmend, eure Töchter zu *vaginae nationis*... Mit anderen Worten: nicht nur nicht getroffen durch das Argument, der juristische Diskurs habe, um die Nation – und damit den Staat – wahrhaft zu stärken, einem naturalistischen Diskurs Platz zu machen, versteht es der Hof perfekt, das Spiel der Naturalisierung von Geschichte so zu spielen, dass für ihn, den Hof – in Gestalt des immer mehr zum Sonnenkönig verklärten Fürsten – die beste aller Rollen heraus schaut, die des Schiedsrichters. Messerscharf deduziert Foucault, wohin sich das System einer naturalisierten (National-)Geschichte mit Notwendigkeit entwickelt, es wird reine Zirkulation, pure Dynamik – womit der Adel abermals, und jetzt definitiv, die Chance vergeben hat, sich zum Nabel des Ganzen zu machen:

Die Nation ist grenzenlos und hat kein bestimmtes Machtsystem [...]. Die Nation zirkuliert hinter den Grenzen und Institutionen. [...] Der Adel ist eine Nation neben anderen Nationen, die alle im Staat zirkulieren und gegeneinander antreten.<sup>61</sup>

Und dieser Adel ist so „dumm“, dem einzig Feststehenden in dieser universellen Zirkulation, dem König und Herrn über die höfisch-etatistische Maschine, seine Töchter zu geben. Sein einziges universelles „Tauschmittel“ dem zu geben, der bereits alle anderen – politischen, institutionellen, ökonomischen – Äquivalente besitzt! Statt es selbst in Verkehr zu bringen, überlässt der Adel sein „Geld“ der Staatsmaschine (viel später – endlich, ist man versucht zu sagen – werden Klossowski und Lyotard in Anlehnung an de Sade den einzigartigen Charakter dieses libidinösen Äquivalents erkannt haben, Klossowski übrigens unter der selbsterklärenden Bezeichnung LEBENDES GELD).<sup>62</sup> Aber war das wirklich so „dumm“? Vom Standpunkt einer bornierten Opposition aus gesehen, vielleicht. Aber vom Standpunkt der Nation? Vom Standpunkt derer, die ohnedies nur „Einzelne unter Vielen sind“? Und vom Standpunkt besagten „Geldes“? Wir sahen und werden vielleicht noch sehen, dass

<sup>60</sup> Foucault: *In Verteidigung der Gesellschaft*, S.150.

<sup>61</sup> Foucault: *In Verteidigung der Gesellschaft*, S.163f.

<sup>62</sup> Klossowski, Pierre: *Lebendes Geld*. Bremen 1982; siehe dazu Lyotard: *Ökonomie des Wunsches*, S.135ff.

LEBENDES GELD Eigenschaften besitzt, die es für eine Bürgerliche Ökonomie nicht nur unbrauchbar sondern, was schwerer wiegt, komplett unkontrollierbar machen. Auch davon hatte der Göttliche Marquis schon mehr als bloß eine Ahnung, als er sein „Franzosen – noch eine Anstrengung...“ in die Welt schmetterte.

Der König schlägt also den Adel mit dessen Hauptwaffe, der Kontrolle über die genealogische Sukzession, indem er sich vom Adel die wieder gewonnene Diskurshohheit teuer bezahlen lässt – mit LEBENDEM GELD. Vom Standpunkt seines Kanzlisten sieht die Sache sogar noch nüchterner aus: Die Adelstöchter der Provinz werden zu Mätressen, Mätressen werden zu – Hofbeamten.

Göttin Diana in Gestalt der kühlen Seneschallin Diane de Poitiers ist zwar selbst keine typische Vertreterin des libido-merkantilistischen Mätressensystems, da es dieses zu ihrer Zeit noch nicht gibt, ihr Verhalten und vor allem die Rolle, die sie für den königlichen Geliebten spielt, darf jedoch als strukturgebend und als ein Hinweis genommen werden, wie gut die vermeintliche Finte des oppositionellen Adels den Bedürfnissen des königlichen Gegenspielers entsprechen wird – nolens volens, versteht sich. Denn beide, König wie Adel, gleichen einander im zentralen Bedürfnis, symbolisches Kapital anzuhäufen, wo immer es geht und in größtmöglichen Mengen. Das wird dann der, wie billig, libido-ökonomische Hebel sein, an dem die Frau realpolitisch und machtpolitisch ansetzen kann. Ohne dass es die Maschine zum Hebel schon gab, war Diane de Poitiers nichts desto weniger über die zwischengeschlechtlichen Hebelgesetze (im Rahmen der Grammatik der Macht) perfekt im Bilde – wie übrigens auch ihr Geliebter Heinrich II., dessen Interesse sie somit perfekt bediente. Denn die ‚Göttin‘ und ihr ‚Gott‘ wussten Eines mit Bestimmtheit: wenn dergleichen Hebelwirkungen von weiblicher Hand bewerkstelligt werden, geschieht das im Hintergrund. Somit im machtpolitisch toten Winkel:

Die Autorität, die die Großseneschallin nach Heinrichs Ernennung zum König genoss, war [...] mitnichten das Resultat einer nur vorübergehend verliehenen Würde, sondern dauerhaft und unbegrenzt, denn sie ging direkt vom Herrscher aus und offenbarte sich durch ein System präziser, auf die verschiedenen symbolischen Bedeutungen der Dianafigur bezogener Zeichen. [...] So fügte sich das mythologische Mätressenbild einer „wiedergeborenen Göttin“ schlüssig in den Prozess fortschreitender mythologischer Vergöttlichung der Gestalt des Königs ein, der mit Franz I. begonnen hatte. [...] In erster Linie waren es [also] die Monarchen selbst gewesen, die diese symbolische Darstellung weiblicher Macht angeregt hatten [...] Dazu kam noch ein realpolitisches Motiv: die Fürsten zogen es vor, die Macht, falls nötig, statt an ihre legitimen Vertreter [...] an vertrauenswürdigeren, weil abhängigeren Personen zu delegieren, wie Mütter, Ehefrauen, Schwestern und Mätressen – und darum waren sie durchaus geneigt, deren Geltung zu erhöhen.<sup>63</sup>

Mätressen werden zu Hofbeamtinnen, haben wir argumentiert. Die barocke Nomenclatur ist da ganz unzweideutig, alle Ämter und Chargen im Zusammenhang mit der Mätressenwirtschaft (und je höher sie sind, desto fester sind sie in weiblicher Hand) spiegeln die allgemeine Hofordnung *perfectissime* wider. Zwischen der *Surintendante des plaisirs du roi* (oder – als wichtigstes Requisit des königlichen Vergnügens – *du lit du roi*) und dem *maître de plaisir proprement dit* (um die Sache in der kürzest möglichen Form auf den Punkt zu bringen, haben wir uns erlaubt, diese Chargen „gut zu erfinden“ – aber man versteht hoffentlich auch so, was wir meinen) gibt es keinen prinzipiellen Unterschied. Und wenn man vom *lit du roi* spricht, kann man gleich auch folgendes bedenken. Es geht überhaupt nicht darum, den Versippungswünschen des Adels entgegen zu kommen und noch mehr Königskinder zu erzeugen (dergleichen Nebenprodukte lassen sich bloß nicht immer vermeiden) – „der Hof“ hat hier, ohne sich dessen bewusst zu sein, schon das wahre Wesen des LEBENDEN GELDES erkannt, seinen libidinal-ökonomischen Aspekt beziehungsweise,

<sup>63</sup> Craveri: *Königinnen und Mätressen*, S.33.

vom genealogischen Standpunkt aus, seine Sterilität. Das *lit du roi* ist zwar nicht anti-naturalistisch (da hat sich der intrigante Diskurs des Adels gegen den juristischen Diskurs durchgesetzt), was es aber unbedingt ist: profund anti-genealogisch. Der Austausch im Bett des Königs funktioniert durchaus erwartungsgemäß – als integraler Bestandteil der etatistisch-höfischen Maschinerie, als rationales PRINZIP DER KONTROLLE. Kontrolle über den Sippenwildwuchs, der, wenn man ihn gewähren ließe, die Nation in den Landadel zurückverwandeln würde.

Dass am frühmodernen *lit du roi* der ganze Verwaltungsapparat vulgo Hofstaat hängt und teilnimmt, dass also die Rede von der Nation, die sich durch ihre Töchter erhält, so ernst genommen wird, wie es einer Vorstellung nur immer möglich ist, welche „Nation“ noch mit dem (Hof)Staat verwechselt, lässt sich zweifach beweisen. Der erste Beweis wird vom König selbst angetreten. Der König sieht in seinen Mätressen nichts als „Mädchen aus dem Volke“ – Beweis: die Unterschiedslosigkeit, mit der er seine Auswahl trifft. Übrigens wird von Ludwig XIV. gern erzählt, dass sich seine Höflichkeit gegen das andere Geschlecht in fast zwänglerischer Form äußerte: kein Küchenmädchen habe es gegeben, vor dem der König nicht den Hut gezogen hätte.

Was das auf der Ebene des Küchenmädchens heißt (und welche Auswirkungen das auf die Ebene der Töchter von Adel hat – nämlich durchaus ähnliche), tritt nach allem Gesagten glasklar zu Tage. Wenn der König vor einem Küchenmädchen den Hut zieht, drückt das nicht die Achtung vor der Klasse der Dienstboten aus. Die königliche Reverenz wird dem weiblichen INDIVIDUUM erwiesen, das im konkreten Fall eben aus der Gattung der Küchenmädchen stammt. Aber diese „Abstammung“ hat nichts mehr zu besagen. Dem König ist prinzipiell und a priori jede Frau recht, egal ob niedrig geboren oder von Adel. Das macht den Wettkampf zwischen niedrig Geborener und Adeligem um einen Platz im *lit du roi* zum offenen Ereignis, bei dem die individuelle Qualität – die Persönlichkeit, nicht der Typus – den Ausschlag gibt.

Der Schuss der Adelligen, die durch ihre Töchter das Monopol einer Stellung bei Hofe zu erhalten hofften, ging nach hinten los, Aber nicht, weil ihr Kalkül nicht aufgegangen wäre. Der König nimmt die Töchter seiner Vasallen mit Handkuss. Was die Adelligen nicht bedacht hatten, was sie sich nicht vorstellen konnten: dass es sich bei Königen neuester Machart nicht um „Adelige“ handelt. *Le Roi Soleil* ist ein separates Genus. König ist König ist König. Was aber auch heißt: Volk ist Volk ist Volk. Für „Adel“ als Sonderbonus ist im *lit du roi* kein Platz. Wohl aber für jede Menge ehrgeiziger weiblicher Individuen „von unten“. Den zweiten Beweis für die Öffentlichkeit der königlichen Bettstatt alias Wiege der Nation erbringen die republikanischen Bordelle des Marquis de Sade, die eine MÄTRESSENWIRTSCHAFT ABZÜGLICH HOFHALTUNG darstellen (der König ist hier zum abwesenden Signifikanten des nun allgemein gewordenen Souveräns erhöht / erniedrigt). In der Renaissance- und Barockzeit noch privilegierter Erzeuger von „Kindern des Volkes“ mit Kindern des Volkes, mutiert *Le Roi* im Rokoko zum halböffentlichen „Lehrer“ (beispielsweise in Madame de Pompadours sagenhaftem Hirschpark), bis er in der Revolution endgültig öffentlich wird. In den ‚republikanischen Häusern‘ des Göttlichen Marquis wird er sich so genial unters Volk gemischt haben, dass er in dieser seiner Nation buchstäblich verschwunden, sprich: aufgegangen sein wird (die Nation wird nicht mehr vom Souverän dargestellt, sie *ist* der Souverän). Das, was unter der Guillotine den Kopf verlor, war genasu genommen gar nicht mehr der König, bloß dessen Nachbild auf der Netzhaut der Gesellschaft.

Dass die französische Mätressenwirtschaft trotz ihrer royalistischen Anmutung in die Kategorie der demokratischen Systeme gehört – womit auch bezüglich des Unterschiedes

zwischen Mätressenwirtschaft und Sultans-Serail alles gesagt ist –, zeigt ihre andere, ihre zweite Entwicklungslinie, diejenige, welche vom männlich dominierten Königshof weg führt, hinein in die weibliche Salonkultur (dass diese eine Ablegerin des Harems ist, erkennt man an der auch dort herrschenden, gendermäßig freilich umgepolten Polygamie). Ideologisch gesehen scheint es fast, als wiederhole der Salon die Stufen der königlichen Mätressenwirtschaft, als teste die Frau das Haremsprinzip jetzt von ihrer Warte aus, das heißt in den Grenzen der Polyandrie, beginnend mit der physischen Produktion vaterloser Kinder bis hin zur Produktion von Gütern der höheren Bildung.

Manchmal, wie bei der großen Mathematikerin und großherzigen Liebhaberin Madame du Châtelet, verschränken sich die Stadien. Als Voltaire an seiner Freundin Emilie die Schwangerschaft bemerkt, ist nur eines klar, dass der Erzeuger nicht der Marquis, ihr Gemahl, sein kann. Mit einem witziges Wort über Madame du Châtelets unerwarteten Nachwuchs bringt der Philosoph die Angelegenheit ins Reine: man solle das Kind einfach „in Madames vermischte Werke einreihen“.<sup>64</sup>

### Schwestern der Odaliske

Mit Blick auf die verschiedenen Paradoxien und ihre Auflösungen wird man feststellen, dass die Mätressenwirtschaft, wie sie in Westeuropa, genauer in Frankreich, zu beobachten ist, sich als eine besondere, möglicher Weise sogar einmalige historische Entwicklung erweist. Von der Polygamie als solcher ist ja bekannt, dass sie ein weit verbreitetes, offenbar auch ziemlich bewährtes System der Umsetzung von Libidoökonomie in soziale Macht beziehungsweise gesellschaftsrechtliche (wirtschaftliche, politische) Kontrolle darstellt. Schon ein simples empirisch-statistisches Herangehen an das Phänomen ergibt erstaunliche Resultate bezüglich der Effizienz polygamer Modelle, verblüffend nicht zuletzt wegen des unerwartet hohen weiblichen Zuspruchs, den besagte Modelle zu finden scheinen.<sup>65</sup>

So beeindruckend der Blick auf das Phänomen als solches ist – er bringt zum Thema der Mätressenwirtschaft und den damit zusammen hängenden Aspekten höfischer Kultur historisch nicht allzu viel. Oder anders gesagt: zwar kann man sich der Mühe eines möglichst umfassenden Verständnisses von weiblicher Sklaverei, Polygamie, Haremspolitik und so weiter nicht entschlagen, aber in negativer Absicht: um zu sehen, was barocke Mätressenwirtschaft alles *nicht* ist. Sie ist nicht Sexsklaverei und Polygamie nach Art der alten Hochkulturen; nicht Prostitution / Hetärenwesen des klassischen Altertums; nicht

<sup>64</sup> Zum Liebesbund der Marquise du Châtelet mit dem jungen Voltaire siehe Heuvel, Jacques van den: „In der Schule Emilies – Geometrie und Vergnügen“. In: Baader, Horst (Hg.): *Voltaire*. Darmstadt 1980, S.321-347.

<sup>65</sup> Zuletzt und mit eindrucksvoller Deutlichkeit herausgearbeitet bei Scheidel, Walter: „Sex and empire: a Darwinian perspective.“ In: Morris, I. / Scheidel, W. (Hg.): *The dynamics of ancient empires: state power from Assyria to Byzantium*. New York 2008. Scheidel verarbeitet die wichtigsten Beiträge der einschlägigen Diskussion im Spannungsfeld zwischen Human- und Geisteswissenschaften, wie Altman /Ginat zur polygamen Familienstruktur; Blanton/Fargher zur Bedeutung der Polygamie für prämoderne Staatsbildung; Bretschneiders *cross cultural study* zur Polygynie; Cavalli-Sforza / Menozzi /Piazza zur Naturgeschichte und Geographie der menschlichen Gene; Goody zu Fragen gesellschaftlicher Produktion und Reproduktion (unter Berücksichtigung der Familienstrukturen); Hartmann zur Bedeutung des „Haushalts“ für historische Prozesse; Jones' interdisziplinäre Ansätze zwischen Anthropologie, Humangenetik, Geographie und Geschichte; Sandersons Erwiderung auf Kanazawas und Stills Auslassungen zur Polygamie; Tertilt zu ökonomischen Implikationen der Polygamie (Polygynie); Van Geldens radikale Untersuchung zur arabischen Verwandtschaftslehre, zum „Inzest“ in der arabischen Gesellschaft ; White über ökonomisch-soziale Ursachen von Polygamie/Polygynie – um nur Einige zu nennen.

Haussklaverei des Mittelalters und der frühen Neuzeit (wiewohl sich hier Querverbindungen herstellen ließen). Wenn es irgendwo sinnvolle Verschränkungen mit dem libido-ökonomischen Modell Klossowskis oder Lyotards gibt, dann natürlich hier. Und strikt historisch betrachtet ist auch die Nähe der frühbürgerlich-frühkapitalistischen Ökonomie zu gewissen Formen der weiblichen Prostitution, vom Hetärenwesen bis hin zur camouflierten oder offenen Sexsklaverei, für die spätere Mätressenkultur von Interesse, freilich wiederum primär als negative Folie (Stichwort renaissancistischer Frauenkult). Nicht unergiebig ist, was auf der Hand liegt, der Vergleich Serail (Harem) mit höfischer Mätressenwirtschaft: mehr als nur eine negative Folie, hat das Serail echte Verschränkungen mit der barocken Mätressenwirtschaft aufzuweisen, kulturell-libidoökonomische Strukturähnlichkeiten, ja Homologien. Man hat sich also mit diesem Bereich auseinanderzusetzen. Ganz klare Verbindungen, nämlich ‚evolutionärer‘ Natur, herrschen zwischen der barocken höfischen Mätressenwirtschaft und der Salonkultur des Rokoko beziehungsweise der Aufklärung. An jener Schnittstelle von Adelskultur und bürgerlicher Aufklärung, besetzt und verteidigt vom sinistren Giganten de Sade, zeigt die Methode (aber nicht nur die Methode) der Libidoökonomie, was sie kann. Klossowski-Lyotard sind dort fleißig zur Schule gegangen. Bleiben noch die ‚Aberrationen‘ vom Schema, die religiös-utopischen Sonderformen der Polygamie (bis hin zur Promiskuität). Am Beispiel des „Königs“ Jan van Leyden haben wir gesehen, dass wir solche Sackgassen nicht unbedingt inspizieren müssen. Fast möchte man sagen, sie taugen nicht einmal als Negativfolien. Oder nein: vielleicht taugen sie ja doch als solche.

Also noch einmal: Wo gibt es Schnittpunkte in der geschilderten Reihe (ist sie denn überhaupt eine Reihe; kommt in ihr so etwas wie „Entwicklung“ zum Tragen? Lässt sich eine „Logik“ an ihr ablesen?). Wir stellen die Frage ein weiteres Mal, ein wenig anders: Ist diese Reihe vollständig? Wir fokussieren auf den Kern der Thematik: was entspricht dieser Aufzählung von Strukturen auf der anderen Seite, aufseiten der Akteure, notabene Aktrizen? Im Laufe unserer Streifzüge ist uns die subjektive Seite des Problems immer wichtiger geworden, fast schien es uns, als wäre hier die Lösung zu finden. Eine Mätressenwirtschaft ohne Mätressen – undenkbar. Doch umgekehrt kommen Mätressen sehr gut ohne eine Verlegung ihrer beruflichen Tätigkeit an den Hof (unsere ad-hoc Definition für das frühneuzeitliche Modell ‚Mätressenwirtschaft‘) aus. Wie die Geschichte der Hetären auf amüsante oder auch weniger amüsante Weise zeigt. Es genügt nicht, dass das Frankreich des werdenden Sonnenkönigs auf das Frankreich der reaktionären Adelsopposition stößt und einen Diskurs produziert, an dessen Ende unter anderem auch die höfische Haremslogik steht, es genügt nicht oder besser, es hätte nicht genügt um daraus die gut hundert Jahre perfekt funktionierende politisch-bildungspolitische Libidomaschine ‚Mätressenwirtschaft‘ zu machen, wenn dem nicht auf der Akteursseite Etwas, nun ja, man kann es nicht besser sagen: „entsprochen“ hätte.

Ohne dass die hergegebenen Adelstöchter echte „Frauen der Renaissance“ gewesen wären – gemäß der Typologie, wie sie sich bei der Lektüre Boccacios, Chaucers, Aretinos oder beim Betrachten eines Bildes von Caravaggio einstellt – hätte besagte Maschine nicht einen Tag überdauert. Denn man bedenke, was genau das neuartig Geniale daran war: ein definitionsgemäß unregierbares Feld, die Libidoökonomie, so zu strukturieren, dass deren Inhalt, eben jene Libido, zum Motor des Regierens werden kann. Wenn Diane de Poitiers, die den Prototyp der idealen Akteurin des Systems abgibt, obwohl das System zu ihren Lebzeiten noch gar nicht existiert, ihrem König nicht unter der Maske einer Göttin-Liebhaberin die Qualitäten der politischen Expertin frei Haus mitgeliefert hätte, sie wäre *prima vista* keine dieser Göttinnen-Liebhaberinnen geworden, weil die nämlich nur unter genau umrissenen systemischen Bedingungen – im Klartext: im Rahmen der spätfudalen/frühmodernen Staatsmaschinerie – entstehen können. Diane, der Prototyp, gibt für das perfektionierte

Modell einer Pompadour (in ihrer Eigenschaft als *Surintendante des plaisirs du roi*, aber auch Begründerin der Porzellanmanufaktur von Sèvres und der École Militaire), oder einer Du Barry die Standards vor.<sup>66</sup>

War die antike Vorstellung vom HIEROS GAMOS, jener Art „freier Liebe“, wie sie zu Ehren der Gottheit nicht nur erlaubt sondern geboten war, ein heidnisch-vorwissenschaftliches Modell der Libidoökonomie? Hatte dieses Modell bereits die Potenz in sich, die Frau von ihrer bloßen Rolle als Fruchtbarkeitsgarantin wegzubringen, ihr den Weg zu eröffnen, individuell zu werden, indem es sie in einer aufsteigenden Reihe mit verschiedenen Formen gesellschaftlich „anerkannter“ (und sei es auch nur als Grenzwert des Normalen), dabei aber doch in formaler Hinsicht relativ freier Läsionen bekannt machte? Ist das weibliche Individuum auf diese Weise von der Geschichte in die Schule der Libidoökonomie gesteckt und auf einen Bildungsweg geschickt worden, an dessen Ende seine Autonomie steht? Mit einem Wort – darf der, wie Kant gesagt haben könnte, „Hieros Gamos an sich“ als Modell verstanden werden für die Verwandlung der Frau vom Lustobjekt zum LustSUBJEKT? Theoretiker der Libidoökonomie würden, wenn wir uns nicht irren, auf Fragen dieser Art mit einem herzhaften Ja antworten – es genügt daran zu erinnern, welches Denkmal Lyotard den alten Lydiern gesetzt hat.

Über die Lydier schreibt Herodot, dass sie die ersten waren, die Münzen aus Gold und Silber geprägt und verwendet hätten, dass sie die ersten Kaufleute gewesen wären und dass sie ihre Töchter als Prostituierte gehen ließen.<sup>67</sup> Das sei bewundernswert konsequent, sagt Lyotard: eine „Konservierung von Libido in einer Art von Trieb-Tresor“.<sup>68</sup>

[Denn] der echte Kaufmann tauscht sowohl das eine ‚Geschlecht‘ wie das andere. Er hört damit auf, den weiblichen Körper als Reproduktionsmaschine anzusehen und zu behandeln; er kann ihn an den Lustkreislauf anschließen.<sup>69</sup>

Wenn wir uns nicht täuschen, haben die Lydier – jedenfalls in der libidoökonomischen Lesart Lyotards – ihren Töchtern damit den Platz *im Zentrum* ihres Gemeinwesens angeboten, wobei sie ihren Töchtern die Möglichkeit gaben, sich als sich selbst darzustellen. Die strukturelle Ähnlichkeit mit der Theatralik des barocken Mätressentums ist schon frappierend. Die Lydier gaben sich und ihren Töchtern eine Bühne, eine Bühne der libidinalen Autarkie, wo nichts aus dem Kreislauf der Lust entfernt beziehungsweise diesem Kreislauf entfremdet wird – aus dem einfachen Grund, weil es der „Öffentlichkeit“, dem Gemeinwesen (welches, schon klar, vom Markt repräsentiert wird) nicht nur nicht entzogen ist wie im Serail (und übrigens auch bei den Antipoden der Lydier, den platonischen Griechen, die ihre Frauen und Töchter wegsperreten) sondern im Gegenteil „vor aller Augen“ zirkuliert:

<sup>66</sup> Aus der Fülle der (biographischen, kulturhistorischen) Literatur haben wir folgende lediglich exemplarisch gemeinte Auswahl getroffen: Bertière, Simone : *Les reines de France au temps des Bourbons. Bd.2: Les femmes du Roi-Soleil*. Paris 1998; Goncourt, Edmond de / Goncourt, Jules de: *Madame Pompadour. Ein Lebensbild*. Düsseldorf – Zürich 1998; Herman, Eleanor: *Im Bett mit dem König. Die Geschichte der königlichen Mätressen*. Frankfurt am Main 2004; Jurewitz-Freischmidt, Sylvia: *Herrinnen des Louvre. Frankreichs Regentinnen Maria de' Medici und Anne d'Autriche*. Gernsbach 1996; Dies.: *Die Herrinnen der Loire-Schlösser*. Gernsbach 1996; Kossok, Manfred: *Am Hofe Ludwigs XIV*. Stuttgart 1990; Lair, J.: *Louise de la Vallière et la jeunesse de Louis XIV*. Paris 1902; Madinier, Renée: *Amours royales et imperiales (dt.: Die Damen der Könige. Mätressen am französischen Hof)*. Paris 1967; Schultz, Uwe: *Madame de Pompadour oder Die Liebe an der Macht*. München 2004; Simanyi, Tibor: *Madame de Pompadour. Eine Biographie*. 1979.

<sup>67</sup> Herodot: *Historien, Band I*. Heidelberg 1977, S.93.

<sup>68</sup> Lyotard: *Ökonomie des Wunsches*, S.246.

<sup>69</sup> Lyotard: *Ökonomie des Wunsches*, S.249.

Ihr versteht, im äußersten Falle geht es um die Einbeziehung aller Teile des „ganzen“ Triebkörperlabyrinths in den Tauschkreislauf ... eine unmögliche, aber unverfälschte Kartographie.<sup>70</sup>

Wenn wir unsere Überlegung nochmals auf die Ähnlichkeit – beziehungsweise falsche Ähnlichkeit von Harem/Serail und Mätressenwirtschaft richten, so ist es genau der Öffentlichkeitsaspekt, der den „Unterschied um's Ganze“ macht. Die „orientalische“ Logik von *harîm* („entzogen“, „verboten“, „heilig“), die den Serail definiert, sieht sich „im Westen“ ersetzt durch die Reihe „entzogen – wieder hergegeben“. Im ersten Fall ist der Kreislauf unterbrochen, im zweiten wird er durch den ersten „Entzug“ des Mädchens (sein Weg ins *Lit du roi*) erst richtig in Gang gebracht. Nicht Entziehung sondern Umverteilung libidinaler Energie ist die Logik der Mätressenwirtschaft (dass es dazu die entsprechenden empirischen Reihen gibt, also eine regelmäßig zu beobachtende „Weitergabe“ sprich Wiederverheiratung ehemaliger Mätressen des Königs, die dadurch auf der gesellschaftlichen Stufenleiter auf-, nicht absteigen, sei, weil weithin bekannt, bloß erwähnt).

Umgekehrt erweist sich unsere Wahl, sich den Prozess als evolutive „Entwicklung“ vorzustellen, als äußerst hilfreich, wenn es darum geht, Vor- und Zwischenstadien der Haremslogik aufzuspüren und richtig zu beschreiben. Dann erscheinen nämlich die „orientalische“ Serailkultur ebenso wie die „westliche“ Mätressenwirtschaft beide als Extreme eines gemeinsamen Mittleren, einer, wenn wir in der evolutionären Diktion bleiben wollen, Vor- oder Zwischenstufe des Modells. Wir wollen dieses mittlere Modell „Harem ohne Serail“ nennen. Und wir finden es tatsächlich sowohl dies- wie jenseits der großen religiösen Demarkationslinie: im Italien des *rinascimento*, aber auch im islamischen Westen, im Maghreb, in al-Andalus (und es bildet – dies eine echte Pointe – bei den Stämmen der Arabischen Halbinsel das Muster einer vorislamischen Libidoökonomie).<sup>71</sup>

Was Italien betrifft, so bekommt die Historiographie erst langsam eine Vorstellung davon, wie stark hier die Einbettung in die mediterrane Einheit ist. Die privilegierte Stellung der Sklavin als möglicher Stammutter tüchtiger Dynastien, die Leichtigkeit, mit der sie „in aller Freundschaft“ den Mann / Herrn wechselt (wenn wir etwa an das Beispiel Jacopo Sforzas denken, der die Mutter seines Sohnes, „seine ausgezeichnete Konkubine Lucia“, weiter

<sup>70</sup> Lyotard: *Ökonomie des Wunsches*, S.250.

<sup>71</sup> Sahih al-Buhari: *Nachrichten von Taten und Aussprüchen des Propheten Muhammad* (über vorislamische Eheformen): Es wird berichtet, A'isha, die Frau des Propheten, habe erzählt: In vorislamischer Zeit gab es vier verschiedene Formen der Heirat und Ehe. Eine von ihnen entspricht der heutigen Heirat. Ein Mann hält bei einem anderen Mann um dessen Tochter oder Schutzbefohlene an. Das Brautgeld wird festgelegt, und dann heiratet er sie. Eine andere Art der Ehe war folgende: Der Mann sagte zu seiner Frau, wenn ihre Menstruation vorüber war: ‚Halte dich an den Soundso und geh eine Beziehung mit ihm ein!‘ In der Folgezeit blieb der Ehemann ihr fern und rührte sie nicht an, bis sie von jenem anderen Mann ein Kind erwartete. Wenn Sicherheit über ihre Schwangerschaft bestand, konnte er ihr wieder beiwohnen. Dieser Art der Ehe lag der Wunsch nach einem Kind von besonders edlem und vornehmen Blute zugrunde. Bei der dritten Kategorie von Ehe hatte eine Gruppe von nicht mehr als zehn Männern sexuelle Beziehungen zu einer Frau. Oft wurde sie schwanger und brachte ein Kind zur Welt. Einige Tage nach der Entbindung rief sie ihre Liebhaber zusammen, und keiner von ihnen hatte das Recht, dieser Zusammenkunft fernzubleiben. Sobald alle versammelt waren, sagte sie: ‚Ihr wisst, warum ihr hier seid! Ich habe ein Kind geboren, und es ist dein Kind, o Soundso!‘ Dabei nannte sie nach Belieben den Namen eines der Männer. Das Kind war damit diesem Mann zugewiesen, und er hatte nicht die Möglichkeit, die Vaterschaft zurückzuweisen. Bei der vierten Art von Ehe verkehrten viele Männer mit einer Frau. Diese Frauen waren Prostituierte, sie verweigerten sich keinem. Über den Türen ihrer Häuser befestigten sie Fahnen als Zeichen für die Männer, und wer mit ihnen schlafen wollte, begab sich zu ihnen. Wenn eine solche Frau ein Kind zur Welt brachte, wurden alle ihre Liebhaber zusammengerufen und die Physiognomen eingeladen. Diese Gelehrten ordneten das Kind jenem Mann zu, den sie als den Vater erkannten. Ihm wurde das Kind zugesprochen, und es galt als sein Kind, ohne dass er etwas dagegen unternehmen konnte. Als Muhammad gesandt wurde, um die göttliche Wahrheit zu verkünden, schaffte er diese Bräuche aus vorislamischer Zeit ab. Es blieb nur die Art von Heirat und Ehe, die heute üblich ist.

verheiratet, um selbst „für einen fürstlichen Ehebund verfügbar zu bleiben“),<sup>72</sup> das gibt es auch jenseits des Meeres, bei den ehrgeizigen Heerführern und Königen des Maghreb:

Laqqût [...] wurde besiegt und von den Männern des Abû Bakr getötet. Seine Frau, Zaynab an-Nafzâwiyya, die vorher schon die Konkubine des Yûsuf ibn ‘Alî gewesen war, [...] wurde jetzt die Frau des Abû Bakr und sollte künftig eine wichtige Rolle im Leben jener Männer spielen, welche die Expansion der Almoravidenmacht so tatkräftig vorantrieben. [...]Denn] nachdem er [...]Abû Bakr] einige Monate mit Zaynab zusammengelebt hatte, zog es ihn wieder in die Wüste. Und so entließ er seine Gattin, damit sie sich nach der vom islamischen Gesetz vorgesehenen Frist wieder verheiraten könne, und zwar mit seinem Vetter Yûsuf ibn Tâshufîn, dem er für die Zeit seiner Abwesenheit den Befehl über einen Teil seiner Truppen und die Herrschaft über ganz Marokko überlassen hatte. [...] Die schöne Zaynab, die zuerst Gattin des Laqqût, dann des Abû Bakr gewesen war, entfaltet nun [in der Reorganisation und Verwaltung der neu eroberten Gebiete] ihr Geschick als Ratgeberin ihres neuen Mannes, auf den sie einen starken Einfluss hatte. [...]Nach seiner Rückkehr] wollte Abû Bakr Zaynab neuerlich heiraten um sich auch jenes Teils des Heeres, den er Yûsuf ibn Tâshufîn anvertraut hatte, zu versichern. [...] Zaynab jedoch blieb ihrem jetzigen Gefährten eine gute Ratgeberin und spielte ihre Karten geschickt aus, um ihm zu helfen. [...]Sie erreichte von Abû Bakr, dass er seinem Vetter] die ganze Macht überließ und selbst für immer in die Wüste zurückkehrte [...].<sup>73</sup>

Die schöne Berberin Zaynab eröffnet den Reigen tatkräftiger Frauen, wie sie sich vor allem in al-Andalus finden: Dichterinnen, Hetären, Gefährtinnen einflussreicher Männer (manchmal bis hart an den Rand der Polyandrie – oder darüber hinaus). Bis zum Ende der Araberherrschaft in Spanien gehört der Topos der intellektuellen Frau zum Standardrepertoire literarischer Anthologien; in sorgfältig recherchierten Biographien wird der weiblichen Garde aus Wissenschaft und Poesie ausführlich gedacht. Al-Maqqaris „Nafh at-tîb“ etwa listet die Lebensgeschichten von nicht weniger als fünfundzwanzig berühmten Dichterinnen aus al-Andalus auf, bereichert um zahlreiche Originalzitate aus dem Diwân der jeweiligen Dame.<sup>74</sup>

Über Nazhûn und ihre literarische Rache am Lehrmeister und Ex-Geliebten wurde schon berichtet. Ein anderer Stern am Himmel der Dichtkunst war Hassana at-Tamimiyya. Von ihr ist ein Rechtsstreit mit dem Gouverneur von Elvira überliefert, den sie bei Hofe in eigener Person ausfocht und durch ihr überzeugendes Auftreten vor dem Emir ‘Abd ar-Rahman gewann. Mit unangenehmen Folgen für den Gouverneur, ihren Gegner: der wurde nämlich abgesetzt. Gedichte, die sie am Hof zu Córdoba vortrug und denen sie ihren Ruf und die Wertschätzung des Staatsoberhauptes verdankte, sind von Al-Maqqari überliefert. Ein weiteres Beispiel ist Muhdja bint ‘Abd ar-Razzâq al-Gharnatiyya, Tochter eines Staatsministers am Hof des letzten Ziriden-Königs von Granada. Im Süden Spaniens geboren, entstammt sie offensichtlich einer Berberfamilie. Sie ist vor allem für ihre frechen Satiren bekannt.<sup>75</sup> Die spektakulärste Vita einer muslimischen Frau des Mittelalters hat aber sicherlich Hafsa bint al-Hadjdj ar-Rakuniya aufzuweisen. Geboren 1135 in Granada, hat sie ihr ereignisreiches Leben 1191 in Marrakesch beendet. Dazwischen lagen Jahre des Ruhms und der kühnsten Freizügigkeit.<sup>76</sup> In die Literaturgeschichte hat sie sich vor allem durch ihre tragische Liäson mit dem Dichter Abu Dja’far ibn Sa’id eingeschrieben. Dass sie gleichzeitig auch die Geliebte des Sohnes des Kalifen ‘Abd al-Mu’min war – sie lebte also in einer Dreiecksbeziehung –, bedeutete für den Dichter den Untergang. Obwohl Kalifensohn und Dichter Freunde waren, ließ der Kalifensohn den Dichter – erwartbarer Weise, wie der Zyniker in uns sagt – hinrichten. Die leidenschaftliche Liäson lieferte der Dichterin den Stoff zu jener „poetischen Zwiesprache, worin eines der berühmtesten Paare der spanisch-

<sup>72</sup> Burckhardt: *Die Kultur der Renaissance in Italien*, S.16.

<sup>73</sup> Bosch Vilá, Jacinto: *Historia de Marruecos. Los Almorávides*. Tetuán 1956, S.90ff., vgl. Ibn Khaldun: *Histoire des Berbères*, 3 Bde. Hgg. von M. G. de Slane. Paris 1925-56 (Algier 1852-56), Bd.2, S.71f., Bd.3, S.272f.

<sup>74</sup> Al-Maqqarî: *Nafh at-tîb*, Bd.4, S.8f., 19ff.

<sup>75</sup> Al-Maqqarî: *Nafh at-tîb*, Bd.4, S.287.

<sup>76</sup> Ortega, José/del Moral, Celia: *Diccionario de Escritores Granadinos, Siglos VIII – XX*. Granada 1991, S.94f.

arabischen Literaturgeschichte einander huldigte.“<sup>77</sup> Schließlich geht sie als Prinzenerzieherin an den Hof des Kalifen nach Marrakesch. Ihr Nachlass umfasst sowohl dichterische wie pädagogische Schriften.

In al-Andalus scheint die Subjektwerdung der Frau auch noch die letzte Konsequenz gezogen zu haben, den Schritt zur Prosa. Dem frühmodernen Trend zur Verwissenschaftlichung aller Bereiche folgt auch die weibliche Bildung. Diese Veränderung macht sich genau zu jener Zeit bemerkbar, da in Italien die (Früh-) Renaissance herrscht. Ab dem 13. Jahrhundert, zur Zeit der Nasridenherrschaft von Granada, wird die weibliche Bildung enzyklopädisch, auch Frauen widmen sich nun den exakten Wissenschaften, der Mathematik, der Medizin. „Im Nasriden-Königreich gab es [regelmäßig] Frauen, die ihren natürlichen Esprit mit einer profunden wissenschaftlichen Ausbildung abzufedern wussten.“<sup>78</sup> Ein schönes Beispiel ist die Medizinerin Umm al-Hasan, von der Ibn al-Khatib zu berichten weiß, dass sie ihrem Gatten, dem *Qâdî* von Loja, den Traktat verfasste, mit dem dieser dann einen hoch dotierten Wettbewerb gewann.<sup>79</sup>

Für unser Thema interessant ist natürlich der libidinöse Aspekt. Der ja auch die Nähe zu Italien so betont – oder sollten wir besser sagen: zum mediterranen Süden, den sich Nietzsche als „sinnlich“ imaginierte, wie ihm zum „Süden“ ja auch sofort „der maurische Tanz“ eingefallen ist, während Nietzsches Freund Burckhardt nicht vergaß, auf die „aragonesische Bastardlinie Neapels“ hinzuweisen, beziehungsweise auf die „uneheliche Tochter Alfons' I. von Neapel, von einer Afrikanerin.“<sup>80</sup> Bis heute haben sich die Berberinnen eine Unabhängigkeit vom – islamischen – Moralkodex bewahrt, welche die erstaunlichsten Blüten treibt, zum Beispiel die *'azriya*:

[Die *'azriya*] sind Frauen, die einmal verheiratet gewesen waren, dann aber ihren Mann verloren oder sich von ihm getrennt hatten [und jetzt] entweder bei ihren Eltern oder allein [leben]. Bevor sie sich wiederverheiraten, also in der Zeit zwischen zwei Ehen, genießen sie häufig einen Sonderstatus. Sie werden hofiert und mit Aufmerksamkeiten überschüttet, und wenn sie in dem elterlichen Haus leben, werden ihnen die angenehmsten Aufgaben zugeteilt. Es gibt kaum ein Fest in der Nachbarschaft, zu dem sie nicht eingeladen werden, um an den Gesängen und Tänzen teilzunehmen. Besonders gefragt ist ihre Anwesenheit bei den Erntefesten und anderen ländlichen Geselligkeiten. Da sie über eine große Bewegungsfreiheit verfügen, können sie sich auch über die Barrieren der sexuellen Segregation hinwegsetzen. Man kann sie sogar in den Cafés mit den Männern Karten spielen sehen. Sie besitzen das „Auftreten großer Damen“ und gleichen eher „Kurtisanen, die von ihrer Umgebung hofiert werden, als gemeinen Dirnen“.<sup>81</sup> Die Kinder aus außerehelichen Verbindungen werden gleichberechtigt in die mütterliche Sippe integriert. Und ihre Töchter haben dieselben Chancen auf dem Heiratsmarkt wie alle anderen. [In diesem Zusammenhang sollte man] auch die zeitweilige Freiheit erwähnen, die den *nayalat* und den *hamzaiât* des Djebel Amour im Süden Algeriens eingeräumt wird. Die jungen Mädchen dieser Region machen ihre ersten sexuellen Erfahrungen schon während der Zeit, in der sie ihre Mitgift zusammentragen, die sie später einmal als ordentliche Ehefrauen benötigen. Es handelt sich dabei schon fast um Prostitution, da sie aus ihrer sexuellen Freiheit finanzielle Vorteile ziehen; sie beschränkt sich jedoch auf die Zeit vor der Hochzeit. [...] Die Frauen des Aurès, die wieder frei sein wollen, um von dem Status einer *'azriya* zu profitieren, provozieren häufig eine Verstoßung, damit sie nicht mehr die Bevormundung durch ihren Ehemann ertragen müssen.<sup>82</sup>

Unter diesen Umständen kann es wenig überraschen, dass man in al-Andalus, wo der berberische Einfluss sich mit dem christlich-abendländischen vermischt und, wie man sagen möchte, sogar aufschaukelt, am Ende auch auf höchster Ebene nicht das Haremsmodell „à la

<sup>77</sup> Ortega/del Moral: *Diccionario*, S.95.

<sup>78</sup> Arié, Rachel: *L'Espagne musulmane au temps des Nasrides 1232-1492*. Paris 1973, S.367f.

<sup>79</sup> Ibn al-Khatib: *Al-Ihâta (Teil-Edition)*. Kairo 1955, S.438f.; vgl. Al-Maqqarî: *Nafh at-tîb*, Bd.4, S.30.

<sup>80</sup> Burckhardt: *Die Kultur der Renaissance in Italien*, S.13f.

<sup>81</sup> Gaudry, M.: *La femme chaouïa de l'Aurès*. Paris 1929, S.123.

<sup>82</sup> Lacoste-Dujardin, Camille: *Mütter gegen Frauen. Mutterherrschaft im Maghreb*. Zürich 1990, S.165; 167f.

Orient“ sondern das „mittlere“ Modell bevorzugt – besonders deutlich in der Spätzeit, unter den Nasriden, den Zeitgenossen der italienischen Renaissance. Abgesehen von einschlägigen historischen Berichten lässt sich ein solcher „Harem ohne Serail“ auch aus der urbanen Geographie der Residenz erschließen. Die Paläste des Fürsten und seiner Familie – und der Adel eifert ihm in dieser Hinsicht nach – finden sich mitten in den volkreichsten Vierteln der Stadt und gehören häufig nicht den Männern sondern ihren Frauen. So trifft sich der islamische Fürst Abû l-Hasan ‘Alî mit seiner christlichen Dame Isabel de Solís in deren bescheidenem, aber eleganten Palais (beinahe hätten wir *Salon* gesagt), nicht weit vom Albaicín gelegen, dem am dichtesten besiedelten Teil der Stadt.<sup>83</sup> Das kann uns in unseren Vermutungen nur bestärken, zumal die Frauen der Oberschicht natürlich in polygamen Familienverhältnissen lebten. In polygamen Verhältnissen, nicht im Harem. Die koranische Forderung, dass jede der Frauen eines Mannes ihren eigenen Haushalt besitzen müsse, wird offenbar ernst genommen. Mit der zusätzlichen Feinheit, dass sich durch die volksnahe Lokalisierung besagter matrilocaler Haushalte für den männlichen Teil des Systems ein politischer Mehrwert ergibt, eine Art „Conspicuous Polygamy“, ein sozio- und libidoökonomisches *Show off*, das aber zugleich als Zeichen der Volkstümlichkeit zu werten wäre.

Wenn wir an die sozio- und libidoökonomische Funktion der höfischen Mätressenkultur Frankreichs denken – kann man sagen, dass sich die Bilder irgendwie gleichen? Nun, zumindest wird man behaupten dürfen, dass im Vergleich der drei Modelle – Serail des osmanischen Sultans, „offener Haremsvollzug“ der Emire Spaniens und *Le Lit du Roi* – die beiden zuletzt genannten Systeme enger beieinander liegen als jeweils im Vergleich zum Serail. Des Rätsels Lösung – wenn es denn so etwas Einfaches wie eine Rätselaufklärung in diesem Zusammenhang gibt – mag (wir reden jetzt simpel historisch und lassen die Diskursanalyse beiseite) in der zeitlichen und räumlichen Nähe der „spanischen“ und der „französischen“ Libidoökonomien begründet sein. Vermittlerin dieser Nähe wäre dann die renaissancistische Mittelmeerwelt als solche mit ihrer vorzüglichen Drehscheibe Italien.

Das ist so weit nicht hergeholt, wie es scheinen mag. Und wird noch einsichtiger, wenn wir vom System wieder zu den Akteuren, genauer: Aktrizen wechseln. Erinnern wir uns an die Bedeutung der weiblichen Sklaverei mit all ihren Implikationen. Und bedenken wir auch, woher die meisten dieser Sklavinnen stammten. Und wer sie nach Italien gebracht hat – genuesische Sklavenhändler, die natürlich nicht im Hauptberuf solches waren: im Hauptberuf waren sie umtriebige Kaufleute und – wir schrecken auch vor einem kleinen Anachronismus nicht zurück – international tätige Kapitalisten, die unter anderem eifrig in den islamischen Ländern unterwegs waren (viele lebten auch jahrelang als Renegaten unter muslimischen Herrschern oder standen in deren Dienst). Wenn es noch ein Desiderat in der Neuzeitforschung gibt, die Aufdeckung der unterirdischen Zusammenhänge einer Kultur- und Religionsgrenzen transzendierenden „gesamtmediterranen“ Libidoökonomie wäre ein solches:

Dass der Islam [für Europa] mehr war als [eine] Atempause, wird in vielen Bereichen der abendländischen Geschichte ersichtlich. Viele Akkulturationsphänomene in der Medizin, der Waffentechnik, der Architektur, der Mathematik, der Kultur oder auch der Sprache bezeugen diese Tatsache. Warum dann nicht auch in den Familienstrukturen? [...Dieses Phänomen muss also] für die ganze Mediterranée betrachtet werden, um die kulturelle Osmose in ihrer ganzen Dimension zu erfassen. Die Kontakte ereigneten sich auf unterschiedlichen Ebenen. Für die Mediterranée ist vor allem der Handel – speziell der Sklavenhandel – von Bedeutung. [...Sklaven] wurden im 14. und 15. Jahrhundert von Spanien, Afrika, dem Balkan, Konstantinopel, Zypern und Kreta aber vor allem vom Schwarzen Meer in die Toskana importiert, wo sie in den Haushalten von Aristokraten oder Händlern gehalten wurden. Auch ärmere Familien leisteten sich Sklaven, die aus dem Stadtbild der

<sup>83</sup> Rachel Arié: *L’Espagne musulmane*, S.374.

italienischen Städte nicht mehr weg zu denken waren. Diese Menschen fungierten nicht ausschließlich als Arbeitskraft. Die Frauen wurden, ebenso wie im Islam, zu sexuellen Beziehungen gezwungen. [...] Ich wage in diesem Zusammenhang die These, dass in den Familienstrukturen des christlichen Abendlandes der islamische Einfluss deutlich erkennbar war, nämlich durch die Adaption der Polygamie im christlichen Europa.<sup>84</sup>

Während sich aber in Italien selbst die weibliche Sklaverei nach ihrem Höhepunkt im Trecento und Quattrocento zurückbildet – andere, kapitalistisch-bürgerliche Formen der Libidoökonomie übernehmen das Ruder –, hat eine Variante, gleichzeitig verwandt mit weiblicher Sklaverei und ihr doch unähnlich bis zum Gegenteil, in Frankreich die einmalige Chance geschichtsmächtig zu werden: das Mätressentum. Es war wahrscheinlich ihr höfischer, ihr frühmodern etatistischer Aspekt, der die französische Mätressenwirtschaft in einem prekären Status reiner Libidoökonomie gehalten hat – Bourdieu hätte wahrscheinlich gesagt: als Hort symbolischen Kapitals – und sie nicht, wie in Italien, zurück gleiten ließ in simple Prostitution. Dieser unser Verdacht erhärtet sich, wenn wir den (fakten)historischen Befund diskurslogisch überprüfen: Nur in Frankreich ist die Liebeskunst eine „Philosophie“ und werden „liebende Frauen“ zu Philosophinnen. Die *Philosophie im Boudoir* ist nicht Erfindung sondern Feststellung eines nationalen Tatbestandes.

Weit davon entfernt, eine elitäre, von männlich-zentralperspektivischer Ordnungs- und Verwertungsphantasie dominierte „Kunst“ zu sein – diesen Weg hatten bezeichnender Weise die italienischen Humanisten eingeschlagen –, bleibt in Frankreich die *ars amandi* als Wissenschaft in weiblicher Hand. Schon die Ordnung des Mätressenwesens in seiner höfischen Gestalt untersteht in letzter Instanz ja nicht dem *Maître de plaisir* (Singular) sondern ihr, der großen Kokotte persönlich: der *Surintendante des plaisirs* (Plural!) *du Roi*. Dass man sich nicht täuscht: die Abwesenheit einer Zentralperspektive, wie das im Plural der Vergnügungen des Königs zum Ausdruck kommt, ändert nichts an der Cartesianisch rationalen Vorgangsweise der *Surintandante*, die auch in dieser Hinsicht eine *maitresse*, eine Meisterin ist. Auch so funktioniert Triebökonomie: dass die Triebe exakt auf jener kleinen Flamme gehalten werden, die sie niemals zur gesellschaftlich destruktiven Leidenschaft ausarten lässt.

Nur in Frankreich, sagten wir, ist das Philosophieren weiblich. Aber diese Logik geht weiter. Nicht nur ist in Frankreich das Philosophieren weiblich, sondern mehr noch: weil das weibliche Philosophieren seinen Ausgang von der Einpassung der Triebökonomie in die Mätressenwirtschaft nahm (*Ars amandi* als exakte Wissenschaft), und die Mätressenwirtschaft den ständischen Aufbau der Gesellschaft transzendiert (wie die Entwicklung der Salonkultur zeigt), können Frauen aller Stände und Klassen Philosophinnen sein. Frauen – und sogar Mädchen:

„Verzeihen Sie mir, reizende Philosophin, Sie setzen mich in Erstaunen und bezaubern mich zugleich. Durch diese Überlegungen, von denen man kaum vermuten würde, dass sie von einer sechzehnjährigen Französin stammen ...“ „Aha, Sir, eine englische Bosheit. Glauben Sie denn, dass ‚Französin‘ und ‚jung‘ Bezeichnungen sind, welche die Fähigkeit zu denken und Schlussfolgerungen zu ziehen, ausschließen?“ [...] Während ich sprach, las ich in Sydneys Augen, wie ich ihn interessierte und wie glücklich er war, sich einem Ziel, das er in seiner Bescheidenheit für noch weit entfernt hielt, so nahe zu sehen. „Sie sind klüger als ich,“ erwiderte er nach einem Augenblick des Nachdenkens, „Sie haben alles erraten, was ich dachte; und schon denke ich nur mehr wie Sie ... Ja, schöne Felicia, Sie machen mich glücklicher, als ich selbst es verlangte. Ohne Sie würde ich vielleicht manche Ängste ausstehen.“ Von nun an begann Sydney eine neue Rolle zu spielen, die ihm wunderbar zu Gesicht stand [...] Dreimal hintereinander hauchte er in meinen Armen seine Seele aus, und wenn ich mich erneuten Versuchen nicht widersetzt hätte, wäre er noch weitergegangen, ohne Atem zu schöpfen [...] Die

<sup>84</sup> Grünbeck, Isabella: *Die islamische Frau im Mittelalter unter besonderer Berücksichtigung ihrer Sonderrolle im Herrschaftshareem, im Maghreb und in al-Andalus*. Diplomarbeit an der Universität Wien: Wien 2009, S.190f.

Philosophie, zufrieden, sich mit soviel Erfolg in eine Liebessache gemischt zu haben, zog die Vorhänge zu und verließ uns.<sup>85</sup>

Hier können wir es der Philosophie gleich tun „und die Vorhänge zuziehen“. Bevor dies geschieht, eine letzte Feststellung. Von allen Nationen der Welt definiert sich nur die französische, und das sowohl in der Fremd- wie in der Eigendarstellung, über die „Liebe“. L'AMOUR als französische Nationaleigenschaft – sollte uns das nicht zu denken geben? Diese Liebe à la française ist *per definitionem* „Eigenschaft“ (Merkmal), nicht Gefühl. Objektive Beschreibung eines Sachverhaltes, nicht subjektives Erleben. Die Ordnung der höfischen Mätressenkultur, haben wir sie hier nicht immer noch vor uns – freilich jetzt in ihrer denkbar breitesten Ausdehnung, nämlich buchstäblich universell (gesetzt, wir lesen ‚Nation‘ als eine Art geschlossenes Universum, was wir als Historiker dürfen: wir müssen nur den Standpunkt des *Roi Soleil* einnehmen und uns seine merkantilistisch-physiokratische Vorstellung von Frankreich zu eigen machen). MARIANNE, die mit entblößtem Busen ihre Nation zum Sieg führt... Und ist nicht exakt jene französische Schauspielerin, die mit der Rolle einer zur Prostitution bekehrten Spröden ihren Ruhm begründete<sup>86</sup> – Cathérine Deneuve – von der Nation auserwählt worden, Marianne die Züge ihres edlen, kühlen Gesichts zu verleihen? *Eh voilà*.

#### Literatur

- Al-Buhari: *Nachrichten von Taten und Aussprüchen des Propheten Muhammad*. Ausgewählt, aus dem Arabischen übersetzt und herausgegeben von Dieter Ferchl. Stuttgart 1991.
- Al-Maqqarî: *Nafh at-tîb min ghusn al-Andalus ar-ratîb (10 Bände)*. Kairo 1949
- Anonymus: *Anecdotes de la cour de France pendant la faveur de madame de Pompadour*. Paris 1802
- Berriot-Salvadore, Evelyne: *Les femmes dans la société française de la Renaissance*. Genf 1990
- Bertièrre, Simone : *Les reines de France au temps des Bourbons. Bd.2: Les femmes du Roi-Soleil*. Paris 1998
- Blei, Franz (Hg.): *Geist und Sitten des Rokoko*. München 1977
- Bodin, Jean: *De Republica libri sex*. Hgg. von J. Du Puys. Paris 1586
- Bosch Vilá, Jacinto: *Historia de Marruecos. Los Almorávides*. Tetuán 1956
- Boureau, Alain: *Das Recht der Ersten Nacht. Zur Geschichte einer Fiktion*. Düsseldorf – Zürich 1996 (Paris 1995)
- Brockhaus: *Personen der Menschheitsgeschichte von A – Z*. Leipzig – Mannheim 2000
- Burckhardt, Jacob: *Die Kultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch*. [Neudruck der Ausgabe von 1860, hgg. von Konrad Hoffmann]. Stuttgart 1985
- Carter, Angela: *Sexualität ist Macht. Die Frau bei de Sade (The Sadeian Woman)*. Reinbek bei Hamburg 1981 (London 1979)
- Craveri, Benedetta: *Königinnen und Mätressen. Die Macht der Frauen – von Katharina de' Medici bis Marie Antoinette*. München 2008 (Mailand 2005)
- Fairchild, Cissie: *Domestic Enemies, Servants and Their Masters in Old Regime France*. Baltimore 1984
- Foucault, Michel: *In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975-76)*. Frankfurt am Main 2001 (Paris 1996)

<sup>85</sup> Nerciat, Robert Andréa de: *Felicia oder Meine Jugendtorheiten (In Sir Sidney's Landhaus)*. Zit. nach Blei (Hg.): *Geist und Sitten des Rokoko*, S.257f.

<sup>86</sup> „Belle de jour – Schöne des Tages“ (1966)

- Gaudry, M.: *La femme chaouia de l'Aurès*. Paris 1929
- Goncourt, Edmond de / Goncourt, Jules de: *Madame Pompadour. Ein Lebensbild*. Düsseldorf – Zürich 1998
- Gost, Roswitha: *Der Harem*. Köln 1993
- Grünbeck, Isabella: *Die islamische Frau im Mittelalter unter besonderer Berücksichtigung ihrer Sonderrolle im Herrschaftsharem, im Maghreb und in al-Andalus*. Diplomarbeit an der Universität Wien: Wien 2009
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Werke in zwanzig Bänden*. Hgg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel. Frankfurt am Main 1970
- Herman, Eleanor: *Im Bett mit dem König. Die Geschichte der königlichen Mätressen*. Frankfurt am Main 2004
- Herodot: *Historien*. Heidelberg 1977
- Heuvel, Jacques van den: „In der Schule Emilies – Geometrie und Vergnügen“. In: Baader, Horst (Hg.): *Voltaire*. Darmstadt 1980, S.321-347
- Ibn al-Khatib: *Al-Ihâta (Teil-Edition)*. Kairo 1955
- Ibn Khaldun: *Histoire des Berbères, 3 Bde.* Hgg. von M. G. de Slane. Paris 1925-56 (Algier 1852-56)
- Jurewitz-Freischmidt, Sylvia: *Die Herrinnen der Loire-Schlösser*. Gernsbach 1996
- Jurewitz-Freischmidt, Sylvia: *Herrinnen des Louvre. Frankreichs Regentinnen Maria de' Medici und Anne d'Autriche*. Gernsbach 1996
- Klossowski, Pierre: *Lebendes Geld*. Bremen 1982
- Kossok, Manfred: *Am Hofe Ludwigs XIV*. Stuttgart 1990
- Lacoste-Dujardin, Camille: *Mütter gegen Frauen. Mutterherrschaft im Maghreb*. Zürich 1990
- Lair, J.: *Louise de la Vallière et la jeunesse de Louis XIV*. Paris 1902
- Liedl, Gottfried: *Mediterraner Islam (2 Halbbände)*. Wien 2007
- Liotard, Jean-François: *Heidnische Unterweisungen*. In: *Apathie in der Theorie*. Berlin 1979
- Liotard, Jean-François: *Ökonomie des Wunsches (Économie libidinale)*. Bremen 1984 (Paris 1974)
- Madinier, Renée: *Amours royales et imperiales (dt.: Die Damen der Könige. Mätressen am französischen Hof)*. Paris 1967
- Nietzsche, Friedrich: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden*. Hgg. von Giorgio Colli / Mazzino Montinari. München 1980
- Nietzsche, Friedrich: *Werke*. Hgg. von Karl Schlechta. München 1965
- Ortega, José/del Moral, Celia: *Diccionario de Escritores Granadinos, Siglos VIII – XX*. Granada 1991
- Rüdiger, Wilhelm: *Die Welt der Renaissance*. München 1977
- Sade, Alphonse François Marquis de: *Die Philosophie im Boudoir oder Die lasterhaften Lehrmeister*. Hamburg 1965
- Schadewaldt, Wolfgang: *Die Anfänge der Philosophie bei den Griechen. Die Vorsokratiker und ihre Voraussetzungen. Tübinger Vorlesungen Band I*. Frankfurt am Main 1979
- Scheidel, Walter: „Sex and empire: a Darwinian perspective.“ In: Morris, I. / Scheidel, W. (Hg.): *The dynamics of ancient empires: state power from Assyria to Byzantium*. New York 2008
- Schultz, Uwe: *Madame de Pompadour oder Die Liebe an der Macht*. München 2004
- Simanyi, Tibor: *Madame de Pompadour. Eine Biographie*. 1979
- Staiger, Emil (Hg.): *Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe*. Frankfurt am Main 1966ff.
- Trexler, Richard: „La prostitution au XV<sup>e</sup> siècle, Patronages et clientèles.“ In: *Annales E.S.C.* (1981)